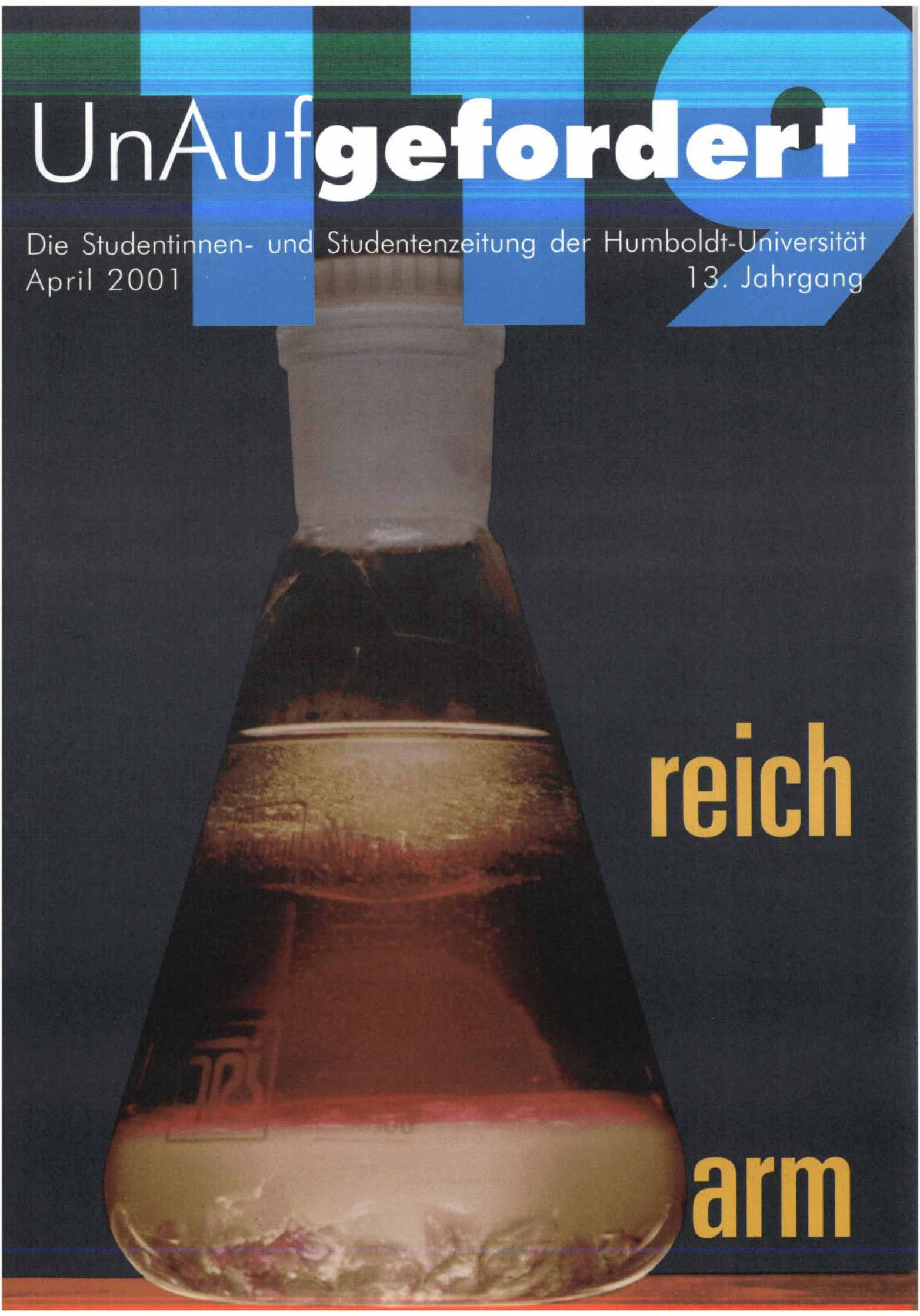
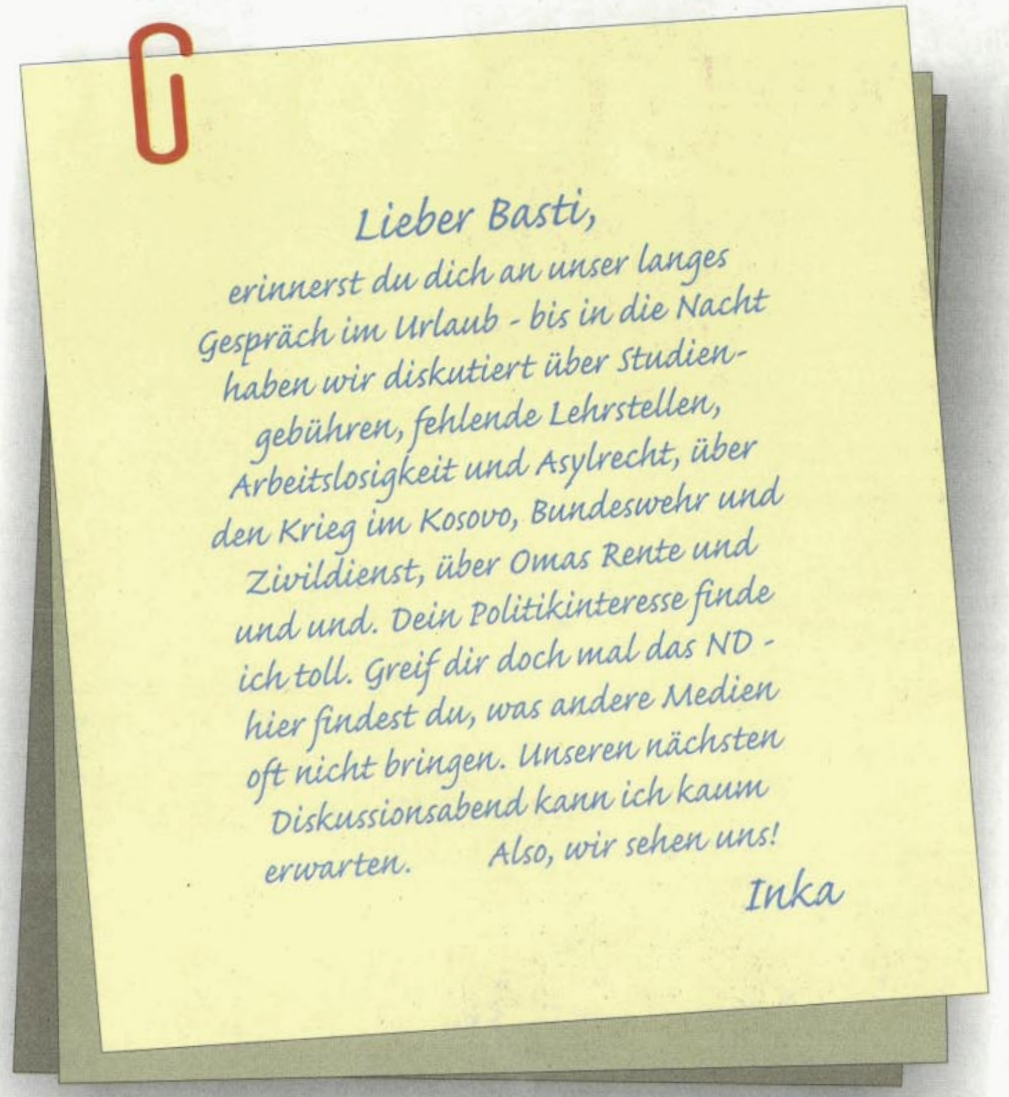
UnAufgefordert

Die Studentinnen- und Studentenzeitung der Humboldt-Universität
April 2001
13. Jahrgang





Wirklich Neues aus Deutschland lesen Sie bei uns!

Linke Standpunkte zu Politik, Wirtschaft und Kultur, Berichte aus den neuen Bundesländern, Ratgeberteil, Leserreisen, Bücher- und Videoservice, *Sonderbeilage am 18.4. »Semesterstart in Berlin«

Hier meine Bestellung:

○ *Ja,* ich möchte »Neues Deutschland« zwei Wochen lang kostenlos und unverbindlich testen!

○ *Ja,* ich möchte die Sonderbeilage vom 18. April 2001 zum Semesterstart in Berlin

Name, Vorname _____ Straße, Hausnummer _____

PLZ, Ort _____ Datum, Unterschrift _____

Abo-Hotline
0800 - 99 44 100

Bitte gleich einsenden an: Neues Deutschland, Aboservice, Alt Stralau 1-2, 10245 Berlin
Fax (030) 293 90-630, E-Mail: aboservice@nd-online.de oder Internet: www.nd-online.de

RR

Editorial

Oh, wie schön. Der Frühling ist da und eben kommt der Florian* vom Lafayette mit einer Flasche Moët et Chandon in die Redaktionsräume. Es gibt noch Hoffnung. Vorhin war die BAföG-Empfänger-Fraktion der Redaktion da und kreischte: „Macht mal was Sozialkritisches." Ja, ja, die Armen. Gut, dass sie bald wieder weg müssen. Die müssen ja noch abends in der Kneipe arbeiten oder ihren Kindern die Hipp-Gläser warm machen. „Die haben es wirklich schwer", sagt Benjamin von* und guckt auf seine neuen Budapester Schuhe. „Ja, wirklich, die haben es richtig schwer!" „Dann lasst uns was Arm-Reiches machen", meint Florian*. „Mit viel Emotion", ruft Ariane*. „Stellt Euch vor: Ich habe gestern einen gesehen, der muss noch Kohlen schleppen." „Das gibt es?" „Ja!" „NEIN!!" „DOCH!!!"
„Du pass auf, Ariane*. Du machst eine Live-Reportage von dem Kohlen-Träger." „Geil", stöhnt Benjamin von*. „Wisst Ihr, was wir dann machen?! Ariane* schickt alle zwanzig Minuten eine SMS, wie es dem Kohlen-Träger geht, und das drucken wir so ab. Das gab's noch nie." „Genial!" Florian* schenkt nach.
„Warum wollen die eigentlich jetzt was Sozialkritisches?", fragt Benjamin von* zwischen zwei Zügen einer frisch angeschnittenen Cohiba. „Nun hör doch mal auf", schimpft Ariane*. „Die Kinder in Afrika haben auch immer Hunger, selbst wenn kein Live-Aid-Concert ist!" „Jetzt verwechselt Du aber die Parameter!" „Na gut."
Elke* kommt herein. „Hallöchen! Was macht ihr." „Was Sozialkritisches über arme Studenten." „Geile Scheiße! Mit Tränen?" „Ja, voll den Sozialkitsch!" „Mit einer Hart-am-Leben-Reportage?" „Ja! Ariane* kennt einen Kohlen-Träger!" „Ist nicht wahr!" „DOCH!" „NEIN!!" „WAHNSINN!!! Das schicken wir ein für den Theodor-Wolff-Preis." Florian* schenkt nach.
„Aber Kinder, wir brauchen noch was für die Zielgruppe!" „Was haben wir denn?" „Ich habe einen anonymisierten Bericht über *****, der behauptet, ein StuPa-Mitglied zu sein." „Nein!" „DOCH!!" „ABGEKÜHLT!!!" „Toller Schocker für die Zielgruppe." „Was ist noch da?" „Ein Rätsel auf Seite 44." „Weiter?" „Leserbriefe aus der Zone." „Hat die jemand Korrektur gelesen?" „Was noch?" „Neue Projekttutorien!" „Isses wahr?!" „Ja!" „Haben wir das exklusiv?" „Elementary, my dear Watson!" Benjamin v.* zerdrückt die halbgerauchte Cohiba .
„Ich habe übrigens noch was", ruft Elke*. „Nicht noch einen Sozialschocker. Das können wir dem Leser nicht zumuten!" „Nein, eine Ratgeberinfo über Steuererklärungen im Grundstudium." „Nein?!" „DOCH!" „HER DAMIT!!"
Florian* schenkt nach.

* Name von der Redaktion geändert
***** anonymisierter Studentenpolitiker

UnAuf**gefordert**
Unter den Linden 6
10099 - Berlin
Hauptgebäude
Raum 3022
Tel.: 2093-2288
unaufgefordert@gmx.de

Kleine aufsteigende Rolltreppe bietet:

Mitfahrgelegenheit für alle StudentInnen, die erstmals recherchieren, interviewen und layouten wollen. Ein Meister ist noch nicht vom Himmel gefallen, aber wir bieten Euch den Einstieg. Wenn Ihr also neugierig seid auf Journalismus an Eurer Universität, dann besucht die große Redaktionssitzung am 30.04.01, um 18.00 Uhr im Raum 3022. Hier treffen wir uns auch jeden Montag um 18.00 Uhr zur Redaktionssitzung.

Ihr seid herzlich eingeladen!

Inhalt

Politik

Njuhs, Kommentar, Bauvorhaben 5

„Es ist schwierig, ja!" 8
HU-Präsident Jürgen Mlynek über die Hochschulverträge

Ausleihstatus: Abbestellt 9
Die Berliner Bibliotheken stehen vor der Pleite

Die Leute hinter den Listen des Stupas 10

Kippt der Osten? 11
Rechtsruck an den Universitäten Ostdeutschland

Spezial

Die armen und die reichen Studenten 12

„Die Realitäten werden verdrängt" 17
Die PDS-Abgeordnete Maritta Böttcher zum neuen BAföG

Bin ich reich? – Bin ich arm? 18
Studieren zwischen Sekt und Selters

Jenseits des Hörsaals... 20
Was Professoren über arme Studenten denken

Studieren

Njuhs, eMail aus... 21

Projekttutorien an der HU - Berlin 22

Raider heißt jetzt Twix 23
Der Master bringt den Talar zurück

Studieren in... Paris 24

Wissen

Njuhs 26

Onomastische Friedhofspfleger 27
Jürgen Udolph erklärt, warum man heißt, wie man heißt

schwarz auf weiß, neue Bücher 28

Wer braucht eigentlich... 29
das Institut für Transakustische Forschung

Kultur

Njuhs, Weggehen 31

kinoclub 32

Oscar für Wunderkinder 33
Das diesjährige SehSüchte-Festival in Potsdam

Kein Shoppen – Kein Ficken 34
Neuropolis – Studentisches Theater in Berlin

LAUT & leise 36

Herzblut: Ein Interview mit Subway to Sally 37

schwarz auf weiß, neue Bücher 38

Leben

Metropolen in Europa: Wolfurt in Österreich 39

Katechismus des Studenten XVII 40

Rest

Tips & Termine 42
Rätsel 44
Liebesbriefe 45
Impressum 46

Kein Interesse am Rechnungshof

Nach Abschluss der Prüfungen des Berliner Landesrechnungshofes bei den Asten von TU, FU, FHTW und beim RefRat der HU haben die Berichte des Rechnungshofes einigen Wirbel ausgelöst. Zwar gelobten bis jetzt alle untersuchten Studentenvertretungen, die in den Berichten aufgezeigten Mängel in der Haushaltsführung und -verwendung zu beseitigen (siehe die letzten UnAufs), jedoch sorgen Ungenauigkeiten der Rechnungsprüfer dafür, dass insbesondere der RCDS den Asten weiter „umfangreiche Ausgaben für nicht hochschulbezogene Zwecke" zu Lasten legt und dies mit Beispielen unterlegt, die genau diesen Vorwurf nicht belegen. So hat der AStA der FHTW 1998 eine Rechnung über 4.352 Mark für einen Besuch im Berliner Luxushotel „Adlon" abgerechnet. Allerdings nicht, wie vermutet, um damit die eigene Selbstherrlichkeit zu demonstrieren, sondern, so Finanzreferent Markus Weyh vom AStA der FHTW, um dort gemeinsam mit Vertretern der Wirtschaft die Vorbereitung eines Wirtschaftssymposiums an der Fachhochschule zu besprechen. Auch der Vorwurf, der Finanzreferent des RefRats der HU habe sich rechtswidrig bereichert, ist falsch. Der Rechnungshof hatte bei seiner Prüfung nicht erkannt, dass die im Haushalt ausgewiesenen Honorare nicht für eine Person, sondern für das gesamte Finanzreferat (drei Mitarbeiter) gelten. Bei den eigentlichen Adressaten der Rechnungshofberichte, den Uni-Leitungen und der Senatsverwaltung für Wissenschaft, sind die Berichte bisher jedoch noch nicht wahrgenommen worden. „Wir haben zur Zeit andere Probleme", sagte die Sprecherin der Senatsverwaltung Kerstin Schneider auf Anfrage. Das Präsidialamt der FU hatte bereits im Februar ausrichten lassen, man möge sie mit diesen Problemen „in Ruhe lassen".

Magister mit Kredit

Das Bundesbildungsministerium bietet seit dem 1. April Studenten in der Abschlussphase ihres Studiums einen zinsgünstigen Kredit. Das Darlehen wird über eine Laufzeit von bis zu 24 Monaten gewährt und beträgt monatlich 300 Euro (587,75 Mark). Der Kredit, den das Ministerium in Zusammenarbeit mit der Deutschen Ausgleichsbank und dem Bundesverwaltungsamt gewährt, soll Studenten in besonderen Situationen, wie bei der Finanzierung besonderer Exkursionen, Praktika im Ausland oder bei der Beschaffung teurer Studienmaterialien helfen. Die Rückzahlung muss nach vier Jahren in monatlichen Raten von 120 Euro erfolgen, der Zinssatz beträgt 6,10 Prozent. Mehr Informationen unter: www.bildungskredit.de.

Grüne für Bildungssparen, SPD gegen Gebühren

Die Bildungskommission der von den Grünen getragenen Heinrich-Böll-Stiftung hat in einem Ende März vorgestellten Konzept angeregt, dass Eltern mit einem Bildungskonto den späteren Lebensunterhalt ihrer Kinder und mögliche Gebühren während der Ausbildung finanzieren sollen. Mit dem sogenannten Bildungssparen sollten die Eltern möglichst schon vom ersten Lebensjahr ihrer Kinder an beginnen. Grundsätzlich sollen aber alle Bildungsangebote vom Kindergarten bis zum Abitur und die erste Berufsausbildung frei von Gebühren bleiben. An den Hochschulen soll es jedoch nach Meinung der grünen Bildungspolitiker ein System von Bildungssparen, Bildungskonten und -gutscheinen geben. Das Bildungssparen solle vom Staat ebenso begünstigt werden wie das Bausparen. Der Kommission gehören unter anderem die ehemalige Berliner Schulsenatorin Sybille Volkholz und Jens Reich an.

Die SPD hat unterdessen angekündigt, dass sie an ihrem Verbot von Studiengebühren für das Erststudium festhalten will. Auf dem SPD-Parteitag im November in Nürnberg wolle die Partei einen entsprechenden Leitantrag beschließen, der auch weiterhin ein gesetzliches Verbot der Gebühr im Rahmen einer Novelle des Hochschulrahmengesetzes fordert.

Professoren protestieren

3.759 deutsche Hochschulprofessoren haben Ende März in einer vierseitigen Anzeige in der „Frankfurter Allgemeine Zeitung" (FAZ) gegen die Pläne zur Dienstrechtsreform der Bundesregierung protestiert. Falls die Bundesregierung ihre Pläne nicht sofort zurücknehme, so die Professoren, drohe den Universitäten eine Abwanderung ihrer Spitzenkräfte. Hinzu komme ein „Vergütungsdefizit", da die Pläne des Bundesbildungsministeriums eine Gehaltsabsenkung der Hochschullehrer um monatlich 1.500 Mark vorsähen. Diese Vorwürfe wurden seitens des Ministeriums als „unseriös" und „falsch" zurückgewiesen. Die 1.500 Mark niedrigere Gehaltsstufe sei lediglich eine Untergrenze, die nicht unterschritten werden dürfe. Unterdessen hat Bundesbildungsministerin Edelgard Bulmahn angekündigt, nicht auf dem von ihr geforderten „Verbot" der Habilitation zu bestehen. Zwar solle der Nachweis der Qualifikation für das Professoren-Amt in Zukunft über die geplante Junior-Professur erfolgen, eine Habilitation sei aber zudem weiterhin möglich.

Der Deutsche Hochschulverband, der die Anzeigenaktion in der FAZ organisiert hat, kündigte für die zweite Aprilhälfte weitere Aktionen dieser Art an, wenn die Forderungen der Professoren nicht gehört würden. Eine vierseitige Anzeige in der FAZ kostet rund 240.000 Mark.

Foto: maat

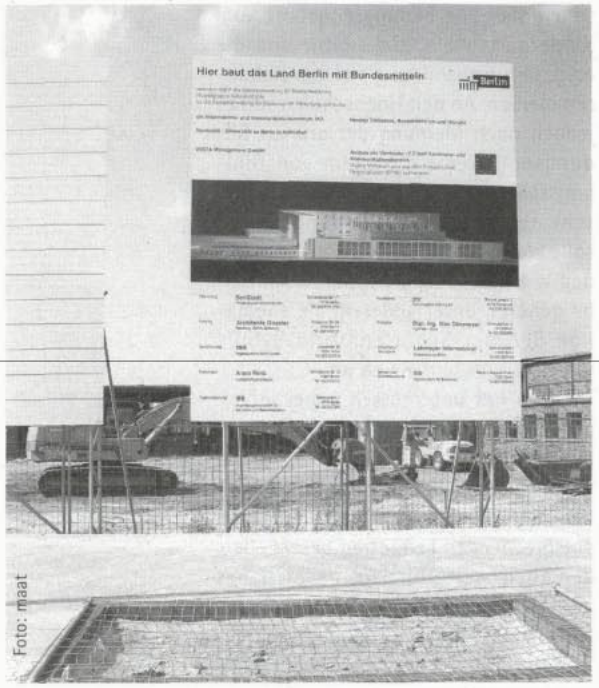


Foto: maat

Im Mai auf die Straße

Die Studentenräte der Universitäten Jena, Leipzig und Halle planen gemeinsam mit dem Freien Zusammenschluss der Studentenschaften (fzs) für den 16. Mai einen bundesweiten Aktionstag, um so die „Studiensituationen in Deutschland" zu verbessern. Geplant seien dezentrale Protestaktionen an möglichst vielen Hochschulstandorten. Mit dem Aktionstag solle, so Markus Lorenz vom Studentenrat Leipzig, „gegen neoliberale Hochschulpolitik, gegen die geplante Einführung von Studiengebühren und gegen Einschränkungen der Verfassten Studierendenschaft durch neue Hochschulgesetze in den Ländern protestiert werden". Die Koordination des Aktionstages liegt beim fzs und beim Studentenrat in Leipzig.

Lust und Frust in Adlershof

69 neue Firmen haben sich im Jahr 2000 in Adlershof angesiedelt. Damit arbeiten jetzt insgesamt 358 Firmen mit etwa 3.600 Mitarbeitern am Wissenschafts- und Wirtschaftsstandort Adlershof und erwirtschafteten hier im vergangenen Jahr einen Umsatz von 750 Millionen Mark. Damit sei, so Wirtschaftssenator Wolfgang Branoner (CDU), Adlershof ein „Motor für das weitere Wirtschaftswachstum der gesamten Hauptstadtregion". Allerdings müsse der Standort in den nächsten Jahren mit weniger Fördergeldern auskommen, was sich hauptsächlich auf die Infrastruktur auswirken werde. Der HU-Universitätsleitung macht inzwischen der wachsende Frust ihrer Mitarbeiter in Adlershof Sorgen. Diese fühlen sich schon heute „weit weg vom Rest der Uni" und mit ihren Problemen allein gelassen. So grassiert unter den „Adlershofern" die Angst, dass die S-Bahn ihren Takt der Züge nach Adlershof verlängern könnte, ebenso sei die geplante Verlängerung der Straßenbahn wieder abgesagt worden. Die Uni-Leitung möchte zur Hebung der Moral ab dem Sommersemester auch Lehrveranstaltungen der Geisteswissenschaften in Adlershof durchführen, um kein weiteres Gefühl der Isolation aufkommen zu lassen. Bisher gibt es jedoch noch keine Angebote für derartige Veranstaltungen.

Regionale Allgemeinpolitik

Dem ReferentInnenrat (RefRat) der Humboldt-Universität ist bei seinem Bemühen um ein allgemeinpolitisches Mandat für die Studentenschaft ein Teilerfolg gelungen. Das Berliner Verwaltungsgericht hat Anfang März einen Ordnungsgeldantrag der Kläger in Höhe von 10.000 Mark auf 5.000 Mark reduziert. Die Kläger, elf Studenten der HU, die seit nunmehr anderthalb Jahren gegen allgemeinpolitische Äußerungen des RefRats, des Studentenparlaments und seiner Publikationen klagen (siehe die letzten UnAufs), hatten Artikel und Anzeigen in der RefRat-Zeitung „HUch!" und Aufrufe des StuPas und des RefRats zu Demonstrationen gegen die NPD als Verstoß gegen die im November 1999 verhängte einstweilige Anordnung gesehen, konnten sich damit jedoch vor Gericht nur teilweise durchsetzen. So sah das Gericht eine Satire über die CDU-Vorsitzende Angela Merkel als allgemeinpolitische Äußerung, nicht jedoch einen von den Klägern ebenfalls inkriminierten Artikel über den Vorsitzenden des Zentralrats der Juden, Paul Spiegel. Auch die Aufrufe des RefRats und des Studentenparlaments zu Demonstrationen gegen einen NPD-Aufmarsch vor der Uni wertete das Gericht nicht als Allgemeinpolitik. Diese Aufrufe, so das Gericht, fallen vielmehr unter einen räumlich ausgeweiteten Hochschulbereich, der nicht als allgemeinpolitisch anzusehen sei. Der RefRat hat nun auch gegen das Restordnungsgeld von 5.000 Mark Beschwerde eingelegt. Dies sei notwendig, so Bill Hiscott vom RefRat, um die „Widersprüche, in die sich das Gericht jetzt verwickelt hat, zu klären".

Kommentar zur Krise der Bibliotheken

Umdenken, aber schnell!

Berlin möchte gern „Stadt der Wissenschaft" und „City of Talents" sein. Davon wird viel gesprochen, dafür wird noch zu wenig getan. Dies gilt im besonderen Maße für die Bibliotheken. Seit Jahren reduzieren sich die Etats der Berliner Bibliotheken und scheinbar stört dies niemanden, zumindest niemanden in der Politik.

Woran liegt das?

Wer nach Australien oder Finnland fährt, kann dort erleben, was es heißt, „Land des Wissens" zu sein. Hier wurde frühzeitig und nachhaltig in Bildung und Wissenschaft investiert, auch bei der Modernisierung und Ausstattung der Bibliotheken. Jeder Bürger soll Zugang zu einer Bibliothek möglichst mit Internet-Anschluss haben, um sich weltweit informieren und lernen zu können – das ist hier politische Handlungsmaxime. Und während die Stadtbibliothek von Helsinki selbstverständlich einen umfassenden und kostenfreien Internetdienst aufbaut und dafür mit Preisgeldern in Höhe von einer Million Dollar belohnt wird, muss man in Berlin bei der Politik immer noch Überzeugungsarbeit leisten, dass das Internet durchaus eine wichtige Sache für Bibliotheken ist.

Wir brauchen ein Umdenken in der Politik und eine andere politische Kultur im Umgang mit Wissen. Die Politik Berlins muss sich mehrheitlich noch mehr informieren, was eine Bibliothek der Gegenwart bedeutet, und sie muss erkennen, dass es nicht eine private, sondern in erster Linie eine staatliche Aufgabe ist, Bibliotheken zu finanzieren und aufzubauen. In Amerika, unserem großen Musterbeispiel für Reformen in Wissenschaft und Forschung, ist es selbstverständlich, dass Bibliotheken genügend öffentliche Gelder erhalten, um als umfassende Wissensdienstleister arbeiten zu können, und ihre Informationsdienstleistung steht in Universitäten und in der Stadt viel stärker im Mittelpunkt der Diskussion beim Service für den Bürger.

Berlin muss schnell umdenken, lernen und handeln, denn es bleibt nicht viel Zeit. Immer noch nicht sind alle Zweigstellen der Bezirksbibliotheken der Stadt am Netz, weil das Geld hierfür fehlt und häufig noch das Verständnis, wie wichtig dies für eine „Stadt der Wissenschaft" ist. Anderswo wäre dies ein undenkbarer Zustand. Für eine „Stadt der Wissenschaft" sollte dieser Zustand schnell behoben werden!

Claudia Lux,
Generaldirektorin der Zentral- und Landesbibliothek Berlin

Uni-Bibliotheksbaustopp

Sowohl der Neubau einer Universitätsbibliothek für die TU als auch der für die HU gehen nicht voran. Die Turbulenzen bei der Ausschreibung des Neubaus für die TU (der Ausschreiber hatte klar eine Berliner Baufirma im Einzugsbereich der Bankgesellschaft Berlin bevorteilt) haben zu einer unabsehbaren Verschiebung des Baubeginns und noch nicht überschaubar Mehrkosten geführt. Sollte sich der Beginn des Neubaus so verzögern, dass für die TU nicht vorgesehene Mietkosten entstehen, will die Universität das Land Berlin für die entstandenen Kosten haftbar machen.
Auch der Neubau der HU-Unibibliothek kann nicht wie vorgesehen dieses Frühjahr beginnen. Zum einen beharrt die Senatsbauverwaltung auf der Ausschreibung eines Architektenwettbewerbs (der bisherige Architekt kommt aus Hamburg), zum anderen sperrt sich die Bahn, ein für den Bau benötigtes Grundstück ohne weiteres freizugeben. Der Neubau soll an der Geschwister-Scholl-Straße hinter den S-Bahn-Bögen errichtet werden. Aus ihrem jetzigen Standort muss die Unibibliothek bis spätestens 2005 ausziehen.

Studentenkommune Schlachtensee

Nachdem Berlin den Verkauf des Studentendorfs Schlachtensee beschlossen hat, gibt es nun doch einen Hoffnungsschimmer für einen Erhalt des Studentendorfs. Damit könnte auch die sich anbahnende Wohnheimkrise in Berlin gelöst werden. Nach Angaben des Studentenwerks stehen in der Stadt wegen nicht möglicher Sanierungen von Wohnheimen aufgrund der Kürzungen des Senats ab Juli keine freien Wohnheimplätze mehr zur Verfügung.
Studenten von der Selbstverwaltung des Dorfes haben dem Senat im März angeboten, das Dorf mit seinen über 1.000 Wohnheimplätzen für den symbolischen Preis von einer Mark zu kaufen und selbst zu sanieren. Schlachtensee wurde in den 50er Jahren zum größten Teil aus US-Spenden errichtet, ein Verkauf sollte dem Senat 23 Millionen Mark bringen. Die Studenten haben für ihre Kaufpläne ein Konzept vorgelegt, mit dem sie nachweisen, dass sie das Dorf im Gegensatz zum Studentenwerk kostendeckend und sogar gewinnbringend betreiben können. Allerdings vermuten die Studenten, dass sich der Senat intern bereits auf einen Investor geeinigt habe, obwohl dieser erst kurz vor Ostern bestimmt werden sollte. Johannes Prüßner von der Selbstverwaltung hofft, trotzdem mit dem studentischen Konzept Erfolg zu haben. „Falls Berlin unsere eine Mark nicht reicht", so Prüßner, „haben wir auch noch Spender in der Hinterhand."
Eine endgültige Entscheidung über die Zukunft des Studentendorfs ist noch vor der politischen Sommerpause im Juli geplant.

Studentendorf Schlachtensee

Usbekische Lernhilfen und finnische Löwen

Personalia: Ayfer Durdu, Studentin am Institut für Afrika- und Asienwissenschaften, hat einen der ersten Preise für „Gute Lehre" an der HU gewonnen. Durdu hat Videoclips zum Erlernen von Dari und Usbekisch entwickelt. Eberhard Conradi, emeritierter Leiter der Klinik für Physiotherapie der Charité, hat den Orden „Finnischer Löwe" erhalten. Die Auszeichnung bekam er für seinen Einsatz für die Förderung der Saunakultur in Deutschland. Günter Storck, Vorstandsmitglied der Schering AG und Senator der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina sowie weiterer Stiftungen, ist neues Mitglied des Kuratoriums der HU. Storck folgt der bereits 1999 ausgeschiedenen Dagmar Schipanski, die jetzt Wissenschaftsministerin in Thüringen ist.

jot

Wichtige Bauvorhaben an der Humboldt-Uni

Im Frühling, wenn die Sonne scheint, die Vögel singen und die Krokusse blühen – da braucht der Mensch was zum Träumen. Zumal, wenn er sonst nichts mehr hat außer dem ekelhaften Wort „Mangelverwaltung". „Ich baue Luftschlösser", ruft der Wichtige-Bauvorhaben-Experte Ewald-Joachim Schwalgin, steckt die Mangelverwaltung zu den Depressionen des Winters und freut sich an den Luftschlössern des Frühlings:
„Zum Beispiel die Mensa-Nord. Die kommt ja bald weg, weil auf den Nachbargrundstücken ‚hochwertiges Wohnen' gebaut wird und auf dem Grundstück der Mensa demnächst auch. Also brauchen wir eine neue Mensa und wissen Sie, wo wir die hinbauen? Ja ha, die bauen wir an den Monbijou-Park, dort wo heute der Personalrat und der RefRat sitzen. Das wird wunderschön, mit Ausgang zum Park und Sitzen auf der grünen Wiese. Bezahlen tun wir das mit dem Verkaufspreis von der Mensa-Nord und den üblichen Bund-Land-Geschichten. Dann machen wir die Mensa Süd im Hauptgebäude und die WiWi-Mensa dicht und dann gibt es eine Mensa für alle! Jemand, der es bauen würde, den haben wir auch schon in der Hinterhand."
Und wenn es nicht klappt?
„Sein' se mal nicht so depressiv! Wenn es nicht klappt, bauen wir die Mensa in der Ziegelstraße, direkt an der Spree. Das wird auch schön. Nach dem Mittagessen einen kleinen Spaziergang am Wasser. Wunderbar!"
Und wann wird gebaut?
„Na, Sie sind lustig. Das ist doch nur ein Luftschloss! Luftschlösser braucht man zum Spielen, man kann ja nie wissen, was kommt."
Was könnte denn kommen?
„Ein Ende der Mangelverwaltung zum Beispiel!"

jot

„Es ist schwierig, ja!"

HU-Präsident Jürgen Mlynek über die Verhandlungen zur Verlängerung der Hochschulverträge

UnAuf: Herr Mlynek, am 5. April haben Sie die Verhandlungen zur Verlängerung der Hochschulverträge bis 2005 abgeschlossen. Wie ist es denn gelaufen?

Mlynek: Wir haben versucht, uns mit der Senatsverwaltung für Wissenschaft auf einen für beide Seiten tragfähigen Kompromiss zu einigen. Aber die Senatsverwaltung muss dann noch mit dem Finanzsenator sprechen und die Situation der Finanzen in Berlin ist gegenwärtig bekanntermaßen außerordentlich schwierig.

Wie sieht der Kompromiss aus?

Wir haben uns auf eine Erhöhung der Mittel für die Personalkosten geeinigt, wahrscheinlich wird es hier ein Plus um 1,5 Prozent geben. Weiter gibt es bei den Sachausgaben einen Inflationsausgleich; angedacht ist hier 1 Prozent. Darüber hinaus sollen die zusätzlichen Pensionskosten erstattet werden.

Klingt nicht so toll! Eigentlich brauchen die drei Universitäten in den nächsten drei Jahren zirka 350 Millionen Mark zusätzlich.

Es ist schwierig, ja. Und in der Tat brauchen wir zusätzliche Investitionsmittel. Hier haben wir in den letzten Jahren nur 18 Millionen Mark erhalten, das reicht nicht. Wir brauchen deutlich mehr, weil wir dringend Geräte ersetzen und Gebäude instand setzen müssen und weil an allen drei Universitäten, an TU und FU mehr als an der HU, in den nächsten Jahren eine Welle von Neuberufungen beginnt. Das alles wird von der Wissenschaftsverwaltung als Problem erkannt, hoffentlich erkennt dies auch der Finanzsenator.

Wie groß sind Ihre Sorgen?

Die Sorgen sind groß. Die Politik in Berlin wird Prioritäten setzen müssen. Wissenschaft ist für Berlin einer der wichtigsten Zukunftsfaktoren. Neue Arbeitsplätze in Berlin entstehen wissenschaftsbasiert, Wissenschaft in Berlin ist ein Wirtschaftsfaktor, dies muss die Stadt begreifen. Und – es klingt zwar abgegriffen, bleibt aber notwendig – Berlin braucht eine Vision als Wissenschaftsstadt.

Foto: af

Sie haben mit ihren Kollegen von FU und TU beim Regierenden Bürgermeister vorgesprochen. Will Diepgen den Hochschulen jetzt helfen?

Wir haben mit Diepgen über die Möglichkeit eines Lehrstuhlerneuerungsprogramms gesprochen. Berlin hat mit den jetzt anstehenden Neuberufungen eine einmalige Chance, sich für die nächsten zwanzig, dreißig Jahre als Wissenschaftsstandort zu profilieren. Hierfür sollte der Senat von Berlin zusätzliche Beträge zur Verfügung stellen, um so Spitzenberufungen zu ermöglichen.

Die Senatsverwaltung will einen Teil ihrer Mittel leistungsbezogen vergeben. Da schneidet die HU nicht so gut ab.

Die Humboldt-Universität steht auf der Basis des jetzt bewerteten Zahlenmaterials, dies betrifft die Jahre 1996-1998, in der Tat nicht so gut da. Hier haben wir offensichtliche Defizite in der Lehre und bei der Einwerbung von Drittmitteln gehabt, das werden wir ändern müssen, um nicht zum Nettozahler für die beiden anderen Universitäten zu werden.

Ihr anderes Problem heißt Charité. Die SPD will 150 Millionen Mark bei den Unikliniken sparen.

Ja, aber keiner kann erklären, wie diese Summe zustande kommt und wo gespart werden soll. Trotzdem bleibt diese Zahl eine Bedrohung für die Universitätsmedizin in Berlin. Wir werden die jetzt wieder beginnenden Planspiele um eine medizinische Hochschule oder um eine weitere Fusion jedoch nicht mitspielen. Die Charité ist und bleibt integraler Bestandteil der Humboldt-Universität.

Bliebe eine Schließung des FU-Klinikums „Benjamin Franklin"...

...wogegen es gute Argumente gibt. Ich denke, beide Klinika sollten sich – wo möglich – noch stärker vernetzen. In diesem Punkt sollten sich beide Häuser noch einmal zusammensetzen und Synergieeffekte sowie ihre Einsparpotentiale überprüfen. Diese Gespräche müssen wir aus Eigeninteresse, aber auch angesichts des politischen Drucks führen. Denn nicht nur die SPD, auch die CDU möchte offenbar im Klinikbereich weiter sparen.

Herr Mlynek, Sie sind jetzt seit sechs Monaten Präsident und haben in dieser Zeit ausgiebig Gelegenheit gehabt, die sehr eigenen politischen Verhältnisse Berlins kennenzulernen. Haben Sie den Umzug nach Berlin schon bereut?

Mir geht es eigentlich ganz gut. Ich habe den Wechsel bisher nicht bereut. Störend ist allerdings die Unberechenbarkeit der politischen Verhältnisse in Berlin. Es ist nicht so leicht, sich auf das zu verlassen, was öffentlich kundgetan wird. Deswegen sind auch die Hochschulverträge für uns sehr wichtig: Sie geben uns das Stück Planungssicherheit, was sonst fehlen würde.

Wir danken für das Gespräch.

Die Fragen stellten jot und trp.

Ausleihstatus: Abbestellt

Die Berliner Bibliotheken stehen vor der Pleite

In Berlin einen Zeitschriftenartikel für ein Seminar zu finden, kann leicht zur wahren Odyssee werden. Wenn man Glück hat, dauert die Recherche einen Tag und die Zeitschrift ist nicht abbestellt. Zukünftig wird die Situation noch katastrophaler werden, denn die Bibliotheken müssen weiter sparen.

Die Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität muss im laufenden Haushaltsjahr 540 Zeitschriftentitel abbestellen. Bei den Ausgaben für Monographien müssen gegenüber 1999 mehr als zwei Millionen Mark eingespart werden.

Die Senatsverwaltung kürzt seit drei Jahren den Etat – bei gleich bleibenden Personalkosten. Also bleibt für die Bibliothek Jahr für Jahr weniger Geld zur Beschaffung von Büchern und Zeitschriften. Zudem gibt es bei vielen Zeitschriften eine Preissteigerung von bis zu 20 Prozent, die Verlage wegen ihrer Monopolstellung auf dem Markt den Bibliotheken aufdrücken können. So beläuft sich der Preis für manches Zeitschriftenabo pro Jahr auf 20.000 Mark und mehr.

Auch durch den seit der Einführung des Euro permanent hohen Dollarkurs entstehen Mehrkosten in Höhe von bis zu 30 Prozent, da viele Titel aus dem englischsprachigen Ausland, besonders aus den USA, zu Dollarpreisen eingekauft werden müssen. Wenn nicht gut ein Drittel des Etats der Universitätsbibliothek der HU, das sind rund 1,5 Millionen Mark, von der Siemens-Stiftung getragen würde, ginge gar nichts mehr. Allerdings werden die Siemens-Gelder nicht gleichmäßig auf alle Zweigbibliotheken verteilt, sondern gehen nur an die Fachbereiche, die auf der Liste der Stiftung stehen. Da der restliche Etat jedoch zu gleichen Teilen verteilt wird, kommt es zwangsläufig zur Benachteiligungen einzelner Zweige.

Besonders prekär ist die Situation für die Naturwissenschaften, da gerade dort die Zeitschriften eine zentrale Rolle spielen, diese gleichzeitig aber auch am stärksten von Preiserhöhungen und Kursschwankungen betroffen sind.

Studienqualität gefährdet

„Die Situation hat sich so zugespitzt, dass wir nur noch überlegen, was wir abbestellen", sagt der Direktor der Universitätsbibliothek der HU, Milan Bulaty. „An Neubestellungen ist gar nicht zu denken." Da wirken auch die 500.000 Mark, die er für 2001 zusätzlich erhalten hat, nur wie der Tropfen auf den heißen Stein. Letztlich bedeutet dieser Zuschuss lediglich, dass etwas weniger Titel abbestellt werden müssen. Der Erwerbungsetat für die Bibliothek ist seit 1993 von zirka 11 Millionen Mark auf jetzt 4,5 Millionen Mark gesunken. „Das ist zuviel zum Sterben und zuwenig zum Leben", klagt Bulaty. Damit sei auch die Qualität der universitären Ausbildung in Gefahr, dies scheine aber kaum jemand wahrzunehmen. „Warum", fragt sich Bulaty, „werden in Deutschland eigentlich nie die Bibliotheken in den Uni-Rankings bewertet? In den USA sind die Bibliotheken maßgeblich für das Ansehen der Hochschule, dort sehen auch die Professoren die Bibliothek als zentralen Punkt der Universität." In Deutschland gebe es dagegen kaum Interesse für den katastrophalen Zustand der Bibliotheken, obwohl dies in den Augen Bulatys einer der maßgeblichen Faktoren u.a. für die extrem lange Studiendauer in Deutschland ist.

Auch die Berliner Stadtbibliothek mit ihren zahlreichen Bezirksbibliotheken ist seit Jahren vom Sparzwang betroffen und kann die Bestände nicht halten. „Der Zustand ist absolut kritisch", sagt Generaldirektorin Claudia Lux, „in vielen Bibliotheken wird reines Krisenmanagement betrieben." Das gelte auch für die Berliner Universitätsbibliotheken, die kaum noch handlungsfähig seien. Wenn die Politik nicht umgehend reagiere, warnt Lux, entstünden irreparable Schäden für die Bibliotheken, die auch den von Politikern aller Parteien gerühmten „Wissenschaftsstandort Berlin" zunehmend ad absurdum führen würden.

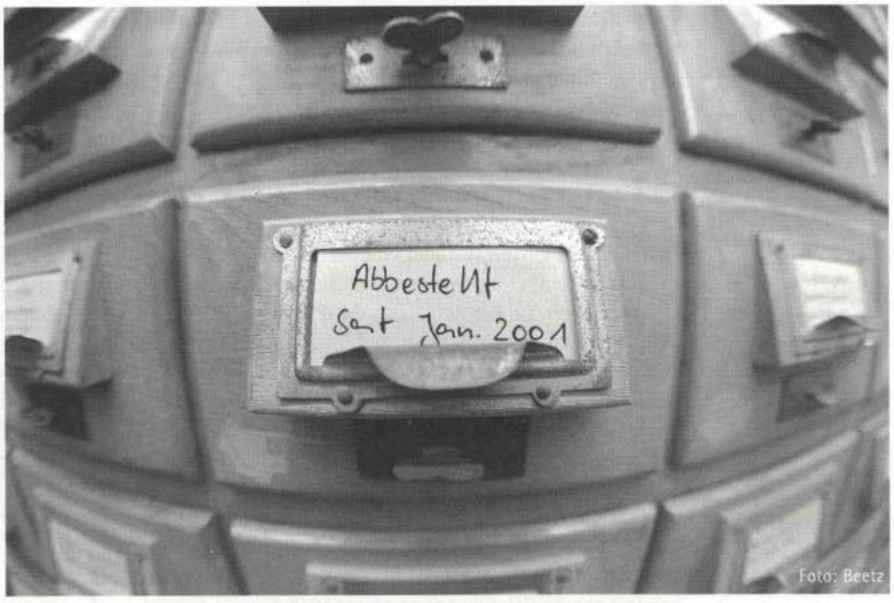


Foto: Beetz

Lux hofft auf ein Umdenken in der Politik. Doch trotz des gemeinsamen Protestes der Bibliotheken und des Börsenvereins des deutschen Buchhandels Ende letzten Jahres unternimmt die politische Seite bisher kaum etwas. Gewiss, es gibt immer wieder Notprogramme (der Bundestag hat Ende März wieder eines auf den Weg gebracht), jedoch, so Lux' Forderung, müsse die Politik umdenken und endlich begreifen, dass die Finanzierung von Bibliotheken eine wesentliche Aufgabe von wissenschaftsorientierter Politik ist. Umdenken müssen ihrer Meinung nach aber auch die Professoren, die immer noch viel zu wenig Verständnis für die Bibliotheken an ihren Hochschulen haben. Viele Professoren haben ihre eigene Netzwerke, in denen Bücher erworben werden. Die Bibliotheken, die auch von den Studenten genutzt werden, kommen in diesen Netzwerken kaum vor. Die Universitätsbibliotheken sollten daher in Zukunft von den oft „willkürlichen Entscheidungen der Universitätsleitungen" freigestellt werden und unabhängig über ihre Etats entscheiden können.

Milan Bulaty möchte auf das langsame Umdenken nicht mehr warten: „Wenn alle Studenten sich wehren würden", sagt er und schaut hoffnungsvoll auf den Baukran vor seinem Bürofenster, „dann würde das Problem am effektivsten in die Öffentlichkeit getragen und die politische Seite müsste reagieren."

ro

siehe auch Kommentar auf Seite 6

Die Leute hinter den Listen

StuPa-Mitglieder, mangelnde Transparenz und Information

Die StuPa-Wahlen haben es wieder einmal deutlich gemacht: Nur ein Bruchteil der Studierenden ist am politischen Leben ihrer Uni interessiert. Als Grund nennen viele Studenten mangelnde Transparenz und Informationen über die uninternen Vorgänge. „Was machen die eigentlich?" fragen sich viele, „warum machen die das überhaupt?", oder: „was sind das für Menschen, die wir da wählen sollen?" Deshalb wollte die UnAuf ein paar „Gesichter" hinter den Namen auf den Listen vorstellen, die sich um unser Geld streiten, und sie selbst erzählen lassen.

In den Semesterferien ein StuPa-Mitglied für ein Interview zu gewinnen, ist ein recht schwieriges Unterfangen. Natürlich sind nur sehr wenige und diese nur sehr selten überhaupt da. Und die, die dann da sind, wollen nicht so gerne interviewt werden. Immerhin fanden sich kurz vor Redaktionsschluss doch noch zwei willige Opfer: Jonas von der Linken Liste möchte seinen vollen Namen lieber nicht nennen. Heute ist er trotz Semesterferien schon seit acht Uhr morgens im Büro, obwohl er kaum geschlafen hat. Er sitzt schon zum zweiten Mal im StuPa, reingeraten ist er da aber eher zufällig. Denn vorher war er schon RefRat-Mitglied, und da haben ihn die Leute von der Linken Liste gefragt, ob er nicht für sie kandidieren wolle. Und das hat er gemacht. „Vorher hatte ich vom StuPa noch nichts gehört," erzählt er, „aber dann habe ich schon Interesse bekommen, als ich selbst dabei war."

Er hat sich aber eigentlich nie Illusionen gemacht, im StuPa viel erreichen zu können. „Das StuPa hat keine wirklichen Möglichkeiten der Einflussnahme", meint Jonas. Zwar verfüge es über einen höheren Finanzrahmen und könne Protestresolutionen verabschieden, aber das sei es dann auch schon so ziemlich gewesen. Als negativ bewertet er, dass das StuPa von Einzelpersonen, aber auch von ganzen Listen als politische Bühne genutzt werde. Dies stört ihn besonders, wenn die „Rechten" so die Beschlussfähigkeit untergraben. Für die Zukunft würde Jonas sich wünschen, dass dem StuPa mehr Mitspracherecht in den Gremien zuteil würde. Er ist sich sicher: „Das würde auch die Wahlbeteiligung erhöhen."

Motivationsprobleme

Andreas Rotter ist StuPa-Mitglied für den RCDS, den Ring Christlich-Demokratischer Studenten. Er studiert im achten Semester Medizin und ist schon seit 1998 dabei. Damals haben ihn auf dem Weg zur Mensa Nord Leute vom RCDS angesprochen und ihm einen Flyer in die Hand gedrückt, worauf aufgelistet war, wofür die 150 Mark Semestergebühren verwendet werden (100 Mark für Einschreibgebühren, 40 Mark Beitrag für das Studentenwerk und nur 10 Mark für die Verfaßte Studentenschaft). „Das hat mir nicht so gefallen und da habe ich denen dann eine KontakteMail geschrieben" erzählt er. Auch die anderen Ziele, die sich der RCDS auf die Fahnen geschrieben hatte, gefielen Andreas; außerdem fand er die Leute nett. So trat er dann auch in den RCDS ein und ließ sich fürs StuPa aufstellen und wurde auch gleich in selbiges hineingewählt. Bis Februar diesen Jahres hat er den RCDS geleitet. Für die gerade vergangenen Wahlen hat er sich trotz abnehmender Motivation noch mal aufstellen lassen und wurde auch wieder gewählt. „Eigentlich könnte die Zeit besser genutzt werden", sagt Andreas, denn er arbeitet gerade an seiner Doktorarbeit.

Die Chancen des RCDS, mit seiner niedrigen Sitzanzahl im StuPa etwas zu erreichen, schätzt er „realistisch gesehen", wie er betont, gering ein. Er bedauert, dass Anträge seiner Liste oft verschoben oder von der Tagesordnung genommen werden. „Oder sie werden erst gar nicht besprochen, sehr demokratisch", beklagt er, „aber die rechts-links-Spielchen kennt man ja, da wird nicht immer nur sachlich vorgegangen."

Für ihn ist das StuPa in erster Linie „ein Instrument, das den Studenten in die Hand gegeben wird, um mit etwas Geld was zu organisieren." Schwer findet er es, seine „Wählerschaft" zu motivieren, denn selbst Freunde und Kommilitonen sind schwer an die Wahlurnen zu treiben. „Der Durchschnittsstudent, der wahrscheinlich den RCDS wählen würde, interessiert sich nicht dafür, was im StuPa geschieht." Den linken Listen falle es leichter, ihr Klientel zu motivieren.

Legitimation des StuPa in Frage gestellt

Für die Zukunft findet Andreas wichtig, dass die Popularität des StuPa steigt, und bekannter wird, was dort geschieht. Er ist sicher, dass das die Wahlbeteiligung erhöhen würde. „Mal ein zweistelliger Betrag wäre schon schön," meint er sarkastisch und lacht, und mit 30.000 bis 60.000 Mark Wahlkampfbudget kann man das seiner Meinung nach durchaus erreichen. „Bei einer Vertretung, die von nur 7 Prozent oder 8 Prozent gewählt wurde, halte ich es für fraglich, inwiefern sie legitimiert ist, die Gemeinschaft zu vertreten", fügt er hinzu. „Dieses Problem geht allerdings in der Arroganz derer unter, die die Stimmen haben." Trotzdem hält er seine StuPa-Arbeit für wichtig und sinnvoll: „Das Feld anderen zu überlassen, geht schließlich auch nicht."

ro

StuPa - Wahlen 2001

Grünboldt: 9 Sitze, Ring Christlich-Demokratischer Studenten: 3 Sitze, Linksruck: 1 Sitz, Studentische Interessenvertretung: 9 Sitze, Demokratische Linke: 6 Sitze, Linke Liste: 11 Sitze, Juso: 2 Sitze, Al Jura: 2 Sitze, Hochschulgruppe Demokratischer SozialistInnen: 2 Sitze, Mutvilla / gender studies: 6 Sitze, Liberale Hochschulgruppe: 9 Sitze

Wahlbeteiligung: 7,46 Prozent
Weitere Infos: Präsidium des Studentenparlaments, Tel.: 2093-2603/2614.

Kippt der Osten?

An ostdeutschen Hochschulen bekennen sich immer mehr Studenten zu rechten Einstellungen

Über einige Sachen kann Markus Lorenz nur noch laut lachen. Wenn der Mannheimer Geschichtsstudent wieder einmal gefragt wird, ob er denn mit Uniform in die Universität geht, findet er das nur noch lustig. „Ich schneide mir nicht mit der Rasierklinge durchs Gesicht, trage keine Uniform und renne auch nicht mit einem Säbel durch die Gegend." Lorenz, der seit drei Semestern an der Universität Leipzig studiert, ist Mitglied in zwei Burschenschaften. 1993 trat er in Heidelberg der „Allemannia" bei, die sich dem „echten Studentenleben" widmet und als ein eher liberaler Männerbund gilt. 1996 wechselte Lorenz nach Jena und wurde hier Mitglied der „Teutonia", die sich stolz zu den „Urburschenschaften" zählt und der Kritiker vorwerfen, in Jena 1999 am 20. April eine „Führergeburtstagsfeier" veranstaltet zu haben.

Immer mehr Studenten, sagt der Konstanzer Soziologe Tino Bargel, bekennen sich zu nationalen und konservativen Positionen und engagieren sich in entsprechenden Vereinen. Und sie werden von den übrigen Studenten zunehmend akzeptiert. Markus Lorenz ist seit Oktober letzten Jahres Referent für Hochschulpolitik im Studentenrat (StuRa) in Leipzig. „Sicher gab es eine Schrecksekunde im StuRa", sagt Lorenz, „aber dann haben die mich akzeptiert." „Jetzt", ergänzt seine Co-Referentin Anja Pohl, „stehen wir hinter Markus." Zumal Lorenz nicht zum Klischee-Burschenschaftler taugt. Dass Burschenschaften in der Öffentlichkeit kritisch gesehen werden, kann er verstehen, weil viele der Vereine sich in der Tat konservativ bis rechtsradikal äußern. Und die zunehmenden rechten Einstellungen unter Studenten findet er „beängstigend". „Dies gilt aber nicht für unseren Studentenrat."

Das glauben andere Studentenschaften nicht. Für sie hat der StuRa Leipzig mit der Wahl eines Burschenschaftlers eine Grenze des guten Geschmacks überschritten. Für den Referentenrat der Humboldt-Universität (HU) war die Wahl Lorenz' Anlass, sich aus dem Bündnis ostdeutscher Studentenschaften (o.s.t.) zurückzuziehen, andere Studentenvertretungen drohen Lorenz mit Hausverbot, falls er an ihrer Hochschule auftaucht.

Alles nur ein Sturm im Wasserglas? Mitnichten. Hauptsächlich an ostdeutschen Hochschulen, das belegen die Untersuchungen Bargels, nehmen national-konservative und rechtsradikale Einstellungen unter Studenten zu. 1995 waren es noch drei Prozent an den westdeutschen Hochschulen und fünf Prozent an den ostdeutschen Hochschulen, die sich offen zu rechten Haltungen bekannt haben. Drei Jahre später waren es bereits fünf bzw. acht Prozent. Hinzu kommt die Gruppe der Symphatisanten, die an den ostdeutschen Fachhochschulen mit 17 Prozent besonders hoch ist. Insgesamt, so Bargel, bekannten sich 1998 an den ostdeutschen Universitäten 17 Prozent offen oder verdeckt zu national-konservativen Haltungen. 1995 waren es noch 13 Prozent, die Zahlen im Westen lagen bei acht bzw. elf Prozent. „Der Trend geht weiter", warnt Bargel. Eine erste Auswertung seiner jüngsten Umfrage im Jahr 2000 habe ergeben, dass die Zahlen abermals um ein bis drei Prozentpunkte gestiegen seien. Und, so Bargel weiter, während es bisher so war, dass rechte Einstellungen in den ASten kaum zu spüren waren, gewinnen konservative und rechte Studentengruppen auch hier langsam Einfluss. „Ihnen wird mehr Akzeptanz entgegen gebracht."

An der Universität in Greifswald gibt es seit einem Jahr eine Studentengruppe der NPD. Unter dem Namen „nationaldemokratischer Hochschulverband" versucht man, Studenten der rechtsradikalen Partei zuzutreiben. In Jena gehören Burschenschaften fest zum Universitätsalltag und haben sich auch in der rechten Szene der Stadt fest etabliert. Die Burschenschaft „Jenensia" arbeitet mit dem „Thüringer Heimatschutz" zusammen, den die Thüringer Polizei zur militanten rechten Szene Thüringens zählt. Regelmäßig kommt es in der Stadt zu Zusammenstößen zwischen linken Studenten und Burschenschaftlern. Im Mai 1999 boten Burschenschaftler des Bundes „Arminia" linken Studenten Prügel von „Mann zu Mann" an.

Den Studentenvertretungen im Osten fällt zu diesem Rechtsruck ihrer Kommilitonen wenig ein. „Es sind jetzt wohl irgendwelche NPDler an der Uni", sagt Christoph Schulze vom Studentenrat der Universität Greifswald, „aber die ignorieren wir." In Jena gibt es zwar immer wieder Aktionen einer „autonomen Antifa-Gruppe" gegen die Burschenschaftler, doch vom Studentenrat der Uni ist zu diesem Thema kaum etwas zu hören. „Viele Ost-Studentenvertretungen", sagt Daniél Kretschmar vom Referentenrat der HU, „üben sich nur in sachorientierter, pragmatischer Politik innerhalb der Hochschule und geben damit wichtige Räume für die Rechten frei. Der Pragmatismus im Osten kombiniert sich so mit dem Rechtsruck seiner Studenten." Es sei in der Tat so, bestätigt auch Bargel, dass es in den neuen Ländern immer noch eine sehr eng gefasste Meinung von studentischer Politik gibt. „Das darf nicht so bleiben", sagt ausgerechnet der Buschenschaftler Lorenz, „wer, wenn nicht wir, soll darauf achten, dass Hochschulen keine rechten Hochburgen werden?"

jot

Die gesamte Fachliteratur direkt am Campus!

Bei Kiepert extra:
Fachbücher zu Sonderpreisen

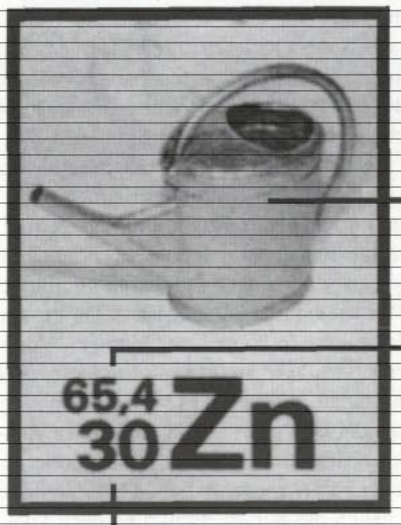
Georgenstraße 2
10117 Berlin-Mitte
Mo–Fr 9–20 Uhr
Sa 10–16 Uhr

Tel. 203 99 60
Fax 208 18 29
kiepert-hu@kiepert.de
www.kiepert.de

Kiepert
an der Humboldt-Universität

Die Armen und die Reichen

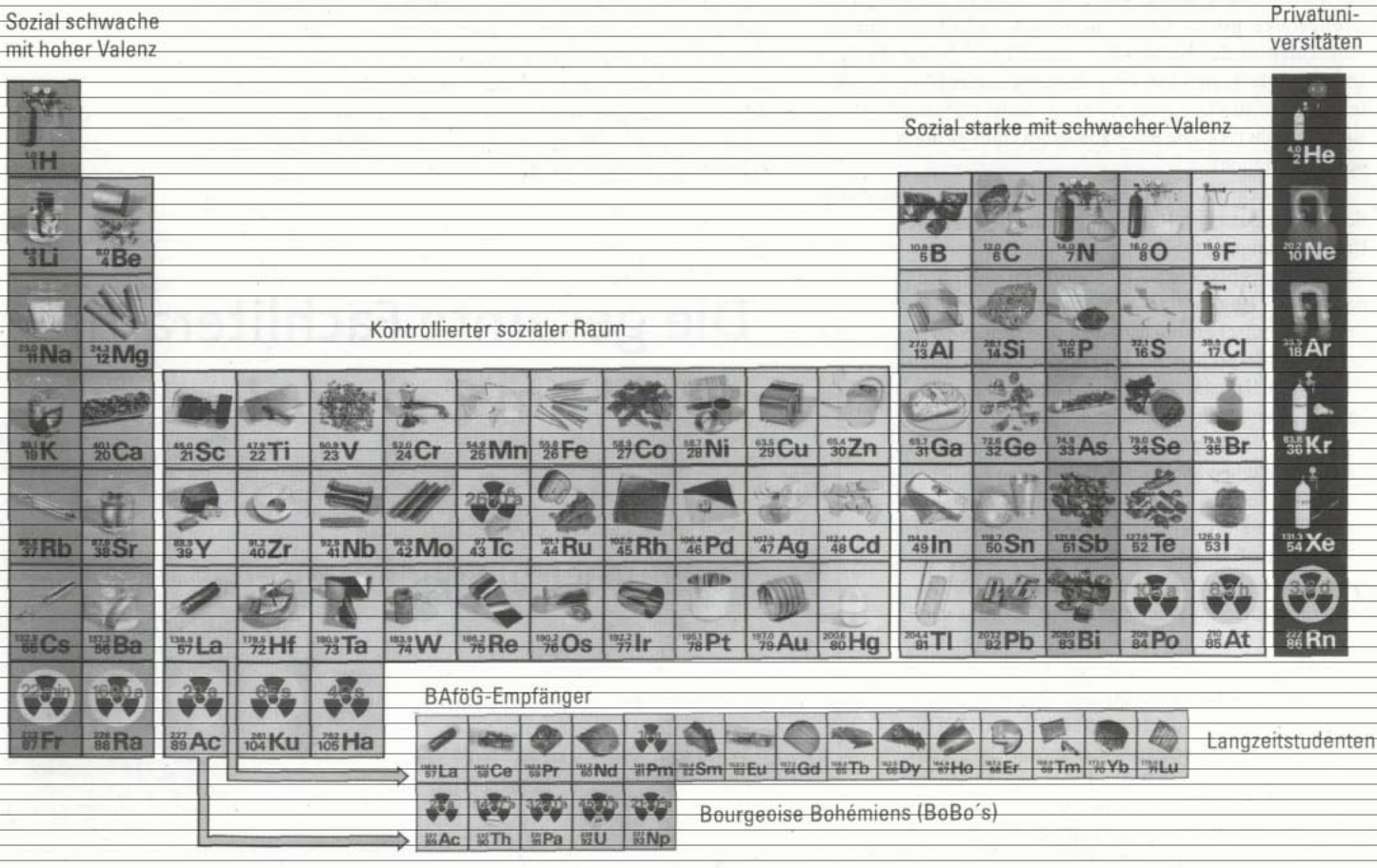
Deutsche Hochschulen sollen wieder Ausbildungsstätten für Eliten werden – zunächst verschärfen sich jedoch nur die sozialen Gegensätze unter den Studenten



Benutzte Statussymbole
Fähigkeit der Bewegung im sozialen Raum, wichtige Soft Skills

Leistungsmasse
Ist der auf eine Dezimale gerundete Mittelwert des Sozialen Kapitals, bezogen auf ein Zwölftel des Produktes kultureller Fähigkeiten und finanzieller Möglichkeiten

Anwesende Sozialpartner



Ungleiches unter Gleichen

Für Uta*, 29 Jahre alt, könnte der Tag jetzt schon mal dreißig Stunden haben. Noch vier Tage hat die Biologiestudentin, um ihre Diplomarbeit fertigzustellen. Ihr Sohn Martin, zwei Jahre alt, kann nicht in den Kindergarten, er ist krank. Die EC-Karte ist gesperrt, der Dispo mit 1.200 Mark überzogen. Vom Sozialamt kommen knapp 1.000 Mark im Monat, die Eltern geben nichts, sondern sagen bloß: „Werde endlich fertig!" Ist Uta arm? Florian, 22 Jahre alt, studiert in London an der European Business School. Seine Wohnung liegt in der berühmten Baker Street, Auto und Kreditkarte sind selbstverständlich. Gerade war er zu einem Praktikum in Chile und jetzt streitet er schon wieder mit seiner Freundin Anna. Sie will nicht zu ihm in die Baker Street kommen, weil sie dann schon wieder eine Travelcard für die U-Bahn kaufen muss. „Kann nicht jeder so viel Geld haben", sagt Anna, die von Hamburg nach London gezogen ist und hier an der University of London ein Studium durchzieht, das der Vater bezahlt. Ist Anna arm und Florian reich? 1.300 Mark braucht Ralf, 24 Jahre, im Monat zum Leben. Der Informatikstudent an der Humboldt-Universität muss neben dem Studium arbeiten gehen, weil das BAföG nicht reicht. „Das soll mir mal jemand erzählen", schimpft Ralf, „wie man mit 900 Mark im Monat Miete, Lebensmittel und die Kosten für das Auto bezahlen soll." „Aber," fügt Ralf hinzu, „mir geht es nicht so schlecht. Andere sind ärmer dran." Ist Ralf reich?

Der Bettelstudent mit Markenkleidung

Wer ist arm und wer ist reich unter den Studenten? „Eigentlich wissen wir das nicht", sagt der Soziologe Tino Bargel, der an der Universität Konstanz die Arbeitsgruppe Hochschulforschung leitet. Die Konstanzer Hochschulforscher, die wie ihre Kollegen von der Hochschul-Informations-System GmbH (HIS) seit Jahrzehnten die sozialen Eckdaten der Studenten durchleuchten, haben bisher kaum nach den sozialen Unterschieden zwischen den Studenten gefragt. Denn eigentlich, so Bargel, findet eine soziale Selektion bereits vor dem Studium statt. Nach wie vor, das belegt auch die aktuelle Sozialerhebung der HIS, kommen nicht einmal 15 Prozent der Studenten aus sozialschwachen Elternhäusern, wogegen über 40 Prozent der Mittel- und Oberschicht entstammen (siehe Kasten). Nachdem sie diese soziale Auswahl überstanden haben, mischen sich die Studenten zu einer scheinbar soziale homogenen Gruppe. „Die Universität", sagt der Berliner Volkskundler Wolfgang Kaschuba, „ist ein kontrollierter sozialer Raum. Die Studenten sind sich dessen bewusst, das heißt, soziale Unterschiede sind auf den ersten Blick kaum zu erkennen."

Sicher gibt es Orte, an denen reiche und arme Studenten auf den ersten Blick zu erkennen sind. Wer die Universität in St. ▶

*Dieser und die Namen der folgenden Studenten wurden von der Redaktion geändert.

Was die Statistiken über die soziale Lage der Studenten sagen

Seit 1982 führt die in Hannover sitzende Hochschul-Informations-System GmbH (HIS) im Auftrag des Deutschen Studentenwerks Umfragen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage der Studenten durch.

Mitte der neunziger Jahre gab es insgesamt 192.000 Studienanfänger in Deutschland. Davon kamen nur 14 Prozent aus der unteren sozialen Herkunftsgruppe (die Studie nennt diese Studenten „Arbeiterkinder"). Die in etwa gleich große Gruppe der Angestelltenkinder stellte dagegen eine dreifach höhere Beteiligung, nämlich 41 Prozent. Und die im Vergleich dazu kleinen Gruppen der Beamten- und Selbständigenkinder stellte mit 45 Prozent die größte Gruppe unter den Studienanfängern. Auf den ersten Blick scheinen die Studienanfänger die bundesdeutschen Sozialmilieus angemessen zu vertreten. Vergleicht man jedoch den Berufsstatus der erwerbstätigen Eltern von Studienanfängern mit dem Berufsstatus der Arbeitnehmer insgesamt, dann wird ein Ungleichgewicht deutlich. Werden 40 Prozent aller Erwerbstätigen in die Kategorie „Arbeiter" eingeordnet, so sind nur zwölf Prozent der Studi-Väter dieser zuzuschlagen. Kinder von Angestellten sind an den Hochschulen mit 40 Prozent entsprechend dem Anteil von Angestellten in der Bevölkerung (38 Prozent) vertreten. Waren die Arbeiterkinder an den Universitäten unterrepräsentiert, so sind die Beamtenkinder deutlich überrepräsentiert: Neun Prozent Beamte hat die erwerbstätige Bevölkerung, aber 25 Prozent der Studienanfänger sind Beamtenkinder. Auch Freiberufler stellen nur 13 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung. Ihre Kinder sind jedoch mit 23 Prozent an den Universitäten und Fachhochschulen vertreten. Der Berufsstatus der Väter und Mütter ist aber auch in anderer Beziehung aufschlussreich: Studienanfänger an Universiäten haben deutlich häufiger Väter, die Beamte – vor allem im höheren und gehobenen – Dienst sind. Studienanfänger an Fachhochschulen haben hingegen viel häufiger Eltern, deren Berufe unteren Statuskategorien zugeordnet sind („Facharbeiter").

Die eigentliche soziale Auslese, das belegen die Untersuchungen der HIS seit Jahren, findet bereits vor dem Studium statt. Aber auch während des Studiums gibt es große Unterschiede. Das Zehntel der Studierenden mit den geringsten Einnahmen hatte in den alten Ländern weniger als 810 Mark und in den neuen Ländern weniger als 690 Mark im Monat zur Verfügung. Auf der anderen Seite hatte das Zehntel der Studierenden mit den höchsten Einnahmen in den alten Ländern mehr als 1.995 Mark und in den neuen Ländern mehr als 1.618 Mark im Monat zum Ausgeben. Doch das Geld kommt immer seltener vom BAföG-Amt oder von den Eltern: 1997 waren in den alten Ländern 69 Prozent der Studierenden nebenbei erwerbstätig, immerhin schon 54 Prozent waren es in den neuen Ländern.

Alle Daten gibt es unter www.his.de.

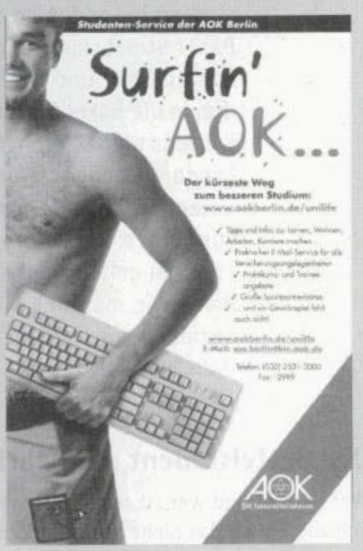
„Zielgruppe Student"

Studenten im Fadenkreuz der Werbung

Studenten geben gern Geld aus. Aber nicht für jeden Müll. „Eine Zielgruppe mit kritischem Konsumverhalten" heißen Studenten in der Fachsprache von Elisabeth Baumgarten. Sie ist Geschäftsführerin der Münchner Niederlassung von „Jung von Matt", eine der größten Werbeagenturen Deutschlands. Baumgarten ist speziell für den Bereich Jugendmarketing zuständig. Studenten als Zielgruppe für Werbung? „Auf jeden Fall", so Elisabeth Baumgarten. „Aufgrund ihres hohen Selbstbewusstseins, ihrer guten Bildung und des kritischen Konsumverhaltens sind Studenten die ‚opinion leader' bei den Jugendlichen." Und auch bei den Werbekunden, die auf Trends setzen. Daher sind Studenten besonders bei Musik- und Sportangeboten sowie bei Kampagnen für neue Technologien (PC, Multimedia, Internet) eine wichtige Zielgruppe.

Eine Werbestrategie, die Jung von Matt für Unternehmen mit Interesse an Studenten konzipiert, ist die der „longlife relationship". Es gilt, sich als Label bereits bei jungen Zielgruppen, den Teens, bekannt zu machen, um daraus ein lebenslanges Treueverhältnis zum Unternehmen aufzubauen. „Zielgruppe Student" ist hier gefragt, da „viele Unternehmen in den Studenten die künftigen Eliten sehen", so Elisabeth Baumgarten. Studenten früh als Kunden zu gewinnen, heißt also für Unternehmen, in die Zukunft zu investieren.

Doch was können Studenten investieren? Allgemein spielen bei der Entwicklung von Werbekampagnen für die „Zielgruppe Student" deren Einkommensverhältnisse nur eine untergeordnete Rolle. Elisabeth Baumgarten: „Wir wissen, dass viele Studenten nebenher jobben und insgesamt ein eher niedriges Einkommen haben. Daher fallen Kampagnen für Produktbereiche aus, die ein regelmäßiges und hohes Einkommen erfordern." Also billige Angebote für eine finanziell impotente Zielgruppe? „Nein," sagt Elisabeth Baumgarten, „plumpe Produktkampagnen greifen hier nicht. Jugendliche durchschauen Werbestrategien. Aber sie mögen es, wenn intelligent um sie geworben wird." Das heißt Authentizität und Ehrlichkeit in der Darstellung sind notwendig, damit Werbung erfolgreich ist. „Es ist wichtig, die Jugendlichen und ihre Trends ernst zu nehmen, zu versuchen, sie zu verstehen und nicht einfach billig zu kopieren."



Antiquariat
Kurt-Georg Zeisig

Ankauf Verkauf Versand
Bücher Platten Noten
Partituren
Ebertystraße 51
10249 Berlin
Tel.: (030) 4 27 37 54

- ständig über 1000 Taschenbücher Stk. 2.- DM.
- umfangreiches Belletristikangebot
- Schallplatten-Klassik (E-Musik) Stk. 5.- DM.
- Noten in reicher Auswahl

Öffnungszeiten: Donnerstag, Freitag 10.00 - 18.30
Samstag: 9.00 - 14.00

Ebertystr. ist Nähe SEZ, Landsberger Allee.

Gallen besucht, wird schon beim Einparken auf dem studentischen Parkplatz spüren, hier unter den Reicheren der Wohlhabenden gelandet zu sein. Die Gebühr auf dem Parkplatz mit Alpenpanorama beträgt für Studenten sechs Franken (knapp sieben Mark). Pro Stunde, nicht pro Tag. Und an mancher Fachhochschule spürt man, dass der tägliche Kampf ums Geld zum Alltag gehört. Jeder vierte, so hat Bargel ermittelt, fühlt sich hier „finanziell stark belastet". An den Universitäten ist es nur jeder fünfte. Auch außerhalb der Universität gibt es feste Vorstellungen über die armen und reichen Studenten. Im Internet finden sich Hunderte von Seiten, die Glossen über die „armen Bettelstudenten" enthalten oder das „ultimative Billig-Angebot für unsere Studenten" anpreisen. Dem gegenüber steht die Werbewirtschaft, die längst vom „opinion leader" Student schwärmt, der als gut gebildeter, kritischer und entscheidungsbewusster Konsument gilt (siehe Kasten Seite 14). Das sind jedoch Klischees, die mit der oft unterschiedlichen Wirklichkeit studentischen Lebens kaum etwas zu tun haben. „Viele möchten die Universität gern als einen Ort gleicher Lebensweisen sehen", sagt Kaschuba. „Doch auch hier kämpfen soziale Gruppen miteinander, gibt es ein sehr waches soziales Bewusstsein der Studenten und lassen sich viele Statussymbole finden, mit denen sich Studenten voneinander abgrenzen und ihre soziale Zugehörigkeit verdeutlichen." Kaschuba hat mit einer Gruppe von Studenten der Humboldt-Universität im letzten Semester die sozialen Codes der Studenten untersucht. Die reichen von der Auswahl der Jacken bis zu den Uhren. Taschenmarken sollen oft das eigene Einkommensvermögen verdeutlichen und in den meisten Fächern entscheidet die Qualität der eigenen Lernmittel über die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe. Bei den Kunsthistorikern ist es die Fähigkeit, sich all die Kataloge auch kaufen zu können, bei den Medizinern ist es der Wert des Stethoskops und der Jurist mit Geld hat die Gesetzeskommentare zu Hause im Bücherregal stehen, statt sich mit seinen Kommilitonen in der Bibliothek um die raren Bücher zu raufen.

Der Reichtum, ins Ausland zu gehen

Hinter diesen feinen Unterschieden verschwinden oft die großen finanziellen Differenzen. „Leute, die Escada tragen können, werden sich damit kaum an der Universität zeigen", sagt Kaschuba. Die soziale Selektion am Einstieg des Studiums schafft in der Tat eine sozial relativ homogene Gruppe. Was bleibt, sind die kulturellen Brüche, die aus der unterschiedlichen sozialen Herkunft resultieren, im Laufe eines Studiums an Schärfe zunehmen und vor dem Eintritt in das Berufsleben zu einem neuen Auslesefilter werden. „Es ist ein einfaches Prinzip", erklärt Bargel. „Das Leistungsvermögen, der soziale Hintergrund und das Geschlecht entscheiden in dieser Reihenfolge über die Chance eines Menschen, ein Studium aufzunehmen. Hat er diese Stufe geschafft, entscheidet der kulturelle Habitus und die sozialen Fähigkeiten, wie man studiert und was man aus seinen Möglichkeiten macht. Am deutlichsten zeigt sich dies bei der Fähigkeit, einen Teil des Studiums im Ausland zu absolvieren." Es sind die sozial Begüterten und die Studenten aus Bildungsbürgerfamilien, die vorwiegend im Ausland studieren. Andere verzichten auf den Auslandsaufenthalt, weil sie es sich nicht leisten können oder es nicht in ihr Bild eines Studiums passt. Nicht wenige stehen auch unter dem Druck ihrer Eltern, die das Studium ihrer Kinder gerade so finanzieren können und deswegen wünschen, dass die Kinder möglichst schnell studieren. „Aber die Fähigkeit im Ausland zu studieren", so der Darmstädter Soziologe Michael Hartmann, „ist gemeinsam mit der sozialen Herkunft entscheidend für die Chancen nach dem Studium." Wer schmal studiert, so Hartmann, bleibt sozial auch schmal. Das war schon immer so. „Reiche Studenten", sagt der Berliner Wissenschaftshistoriker Rüdiger vom Bruch, „waren stets reisende Studenten. Man ging ins Ausland, um sich zu bilden und anderen zu zeigen, dass man sich das leisten kann. Universitäten wurden bis in das neunzehnte Jahrhundert auch aus dem Grund aufgebaut, um die reichen, also die ausländischen Studenten anzulocken. Die Ausbildung der Landeskinder blieb dagegen lange Zeit uninteressant." In vielen Staaten hat sich daran bis heute nichts geändert. Sich ein Auslandsstudium leisten zu können, gilt vielerorts als oberstes Privileg, welches darüber hinaus die eigenen Chancen für einen sozialen Aufstieg enorm vergrößert. Mit Einschränkungen, warnt Hartmann. Seit mehreren Jahren untersucht er die sozialen Aufstiegschancen derjenigen, die in der Wirtschaft Karriere machen wollen. Sein Fazit: „Ohne eine sozial betuchte Familie im Hintergrund hat man keine Chance." Sechzig Prozent der Manager in den oberen Positionen der deutschen Wirtschaft kommen aus Familien mit einem hohen Sozialprestige, nur äußerst selten gelänge jemandem der Aufstieg in diese Spitzengruppe. Und die Personalberatung Hedirick & Struggels hat jüngst festgestellt: „Leistung ist kein Differenzierungsmerkmal der Elite mehr, wohl aber die soziale Herkunft."

In Zukunft das Prinzip der Auslese

Die Bundesbildungsministerin Edelgard Bulmahn findet das schrecklich. Damit wieder mehr Kinder aus sozial schwachen Familien studieren können, hat sie gegen viel Widerstand ihre BAföG-Reform durchgeboxt, die in den Augen anderer freilich nur ein Reförmchen ist (siehe Kasten Seite 16 und Interview Seite 17). Und sie möchte, dass in Deutschland wieder eine „Leistungselite" gebildet wird, bei der „nicht Geld, sondern Begabung, Fähigkeiten, Engagement und auch Disziplin und Verantwortungssinn" die Kriterien sind. Unter diesen Schlagwörtern, verkürzt auf den Mega-Begriff „Mehr Wettbewerb",

Mitte
Mo-Fr 09-20h Sa 10-14h
Tucholskystrassse 15
10117 Berlin
Fon 282 85 57
Fax 283 54 26

Charlottenburg
Mo-Fr 09-18h Sa 10-14h
Goethestrasse 80
10623 Berlin
Fon 312 10 30
Fax 313 37 05

COPY CLARA
U. Karasch & S. Kobis email: copy-clara-gbr@t-online.de
FOTOKOPIEN COPY SERVICE
A4 bis A0 S/W und Farbkopien Digitaldruck Bindungen Faxservice Laserdruck Laminieren Broschürenerstellung

läuft gegenwärtig die Reform der Hochschulen, die eigentlich auch dem sozialen Ungleichgewicht ihrer Studenten ein Ende bereiten soll. Doch während die Bundesregierung mit einer BAföG-Reform und einer Anhebung der Begabtenförderung über Stipendien um 40 Prozent die Leistungsbereiten fördern will, wird sich an den Hochschulen kaum etwas ändern. Hier lassen inzwischen mehr als hunderttausend Studenten jährlich ihren BAföG-Anspruch verfallen. Nicht weil sie zu dumm sind, die bürokratischen Anträge auszufüllen, sondern weil BAföG längst ein soziales Manko ist. „Ach, Du bekommst BAföG. Hast Du es denn nötig?" – Dieser Satz ist nicht mehr so selten unter Studenten, BAföG gilt als Inbegriff sozialer Schwäche. Im Austausch über die soziale Lage, hat Bargel bei seinen Studien festgestellt, gibt es zunehmende Gesprächstabus unter den Studenten, die von der Hochschule – unbewusst oder bewusst – ausgenutzt werden. Professoren bemerken zwar häufig die unterschiedliche soziale Lage ihrer Studenten, sehen sich aber kaum in der Lage, etwas dagegen zu tun oder es zumindest zu thematisieren. „Die Universitäten", so Wolfgang Kaschuba, „haben sich bisher kaum als einen Ort der Auseinandersetzung zwischen Arm und Reich begriffen. Diese fand in den Augen der meisten stets außerhalb der Universität statt." So ist es kein Wunder, dass bei den jetzt möglichen Zulassungsgesprächen, der Konzipierung neuer Studiengänge oder der Leistungssteigerung des Studiums mit dem Ziel kürzerer Studienzeiten die Frage nach den sozialen Auswirkungen dieser Reformen auf die Studenten kaum eine Rolle spielt. Im Gegenteil. Mit dem Ruf nach mehr Wettbewerb wird inzwischen auch munter an der sozialen Schraube gedreht: „Ich als Biologe", sagte im März der Vizepräsident der TU München, Arnulf Melzer, bei der Vorstellung seiner Wettbewerbspläne für die Universität, „setze auf das Prinzip der Auslese." Darwins „survival of the fittest" sei, so Melzer, das einzige, was die Hochschulen und ihre Studenten nach vorne bringe.

fl, jes, jot, trp, xen

Reform oder Reförmchen?

Was sich beim BAföG ändert

Lange wurde diskutiert, jetzt wurde endlich etwas geändert. Zum ersten April ist die seit 1999 angekündigte BAföG-Reform in Kraft getreten. Kein gutes Datum, denn für manche ist das, was die Bundesregierung da auf den Weg gebracht hat, nicht mehr als ein Aprilscherz. Zwar sagt Bundesbildungsministerin Edelgard Bulmahn, mit der jetzigen Reform sei das „Sparfög" beendet und „BAföG wird endlich wieder eine Ausbildungsförderung, auf die sich Studenten verlassen können", doch Kritiker wie der Präsident der Hochschulrektorenkonferenz, Klaus Landfried, bleiben dabei: Auch mit der neuen Reform sei das BAföG nicht besser geworden, „in den letzten 20 Jahren wurde BAföG komplett an die Wand gefahren".

Was hat sich geändert? Der Förderungshöchstbetrag steigt um rund zehn Prozent von 1.030 Mark auf 1.140 Mark, das Durchschnitts-BAföG wird so von 640 auf 750 Mark steigen. Das Kindergeld wird aus der Berechnungsgrundlage heraus genommen und kommt den Geförderten zugute. Die Einkommensgrenze für eine BAföG-Vollförderung steigt bei einem Ehepaar mit zwei studierenden Kindern von 2.900 Mark auf 3.900 Mark. Hinzu kommen die Vereinheitlichung von Ost und West, Verbesserungen für Studierende mit Kindern, die Gesamtrückzahlungsbegrenzung auf 20.000 Mark und die Möglichkeit, länger als zwei Semester mit BAföG-Förderung im EU-Ausland zu studieren. Die Bundesregierung rechnet mit 80.000 zusätzlich Geförderten, insgesamt werden so 445.000 Studenten BAföG-berechtigt sein.

Die CDU/CSU-Bundestagsfraktion hat der Reform im Bundestag und Bundesrat zwar zugestimmt, doch geht den Konservativen die Änderung nicht weit genug. Sie fordern unter anderem, dass auch die Schweiz mit in die Länder aufgenommen wird, in denen ein Auslandsstudium gefördert wird. Auch sollen die Freibeträge für Waisenrenten und Waisengelder weiter angehoben werden. Die PDS möchte, dass der Bund die Länder bei der Finanzierung der BAföG-Reform unterstützt, sonst seien die beschlossenen Verbesserungen nicht bezahlbar. Allein in Berlin ist in den nächsten Monaten mit 5.000 zusätzlichen Anträgen zu rechnen, das kostet den sowieso klammen Haushalt der Stadt zusätzliche 20 Millionen Mark.

Doch eine stärkere Beteiligung des Bundes wird es ebenso wenig geben wie das einstmals geplante Sockelmodell der SPD, das jedem Studenten einen Grundbetrag von 400 Mark zugesteht und dafür den Eltern Kindergeld und Steuerfreibeträge streicht. Das war Bundeskanzler Gerhard Schröder zu teuer. Er glaubte außerdem, dass die meisten Familien diese Freibeträge fest für die Finanzierung ihrer Eigenheime eingeplant hätten.

Größtes Manko auch nach der aktuellen BAföG-Novelle wird bleiben, dass immer weniger Studenten BAföG wollen, obwohl sie ein Anrecht darauf haben. 1998 erhielten 225.000 Studenten Geld vom Staat, einen Anspruch hätten aber 375.000 Studenten gehabt. Die Bundesregierung glaubt, viele Studenten würden BAföG nicht beantragen, weil sie sowieso nur eine sehr geringe Förderung erhielten oder aber ihre Ansprüche falsch einschätzten. Bei vielen Studenten hat BAföG aber wegen der damit verbundenen Bürokratie und des scheinbaren Prestigeverlustes inzwischen einen schlechten Ruf. Das will die Regierung mit einer millionenschweren Werbekampagne („Das neue BAföG: einfach, besser, schneller") ändern. Als „BAföG-Botschafter" hat Bulmahn den Schlagersänger Guildo Horn gewonnen, der ab Semesterbeginn von Plakaten rufen wird: „Du erreichst Dein Ziel!" Dazu gibt es einen BAföG-Rechner im Internet (www.bmbf.de) und eine gebührenfreie BAföG-Hotline: 0800-223 63 41.

Der Leiter des Berliner BAföG-Amtes, Andreas Brickwell, rät allen Studenten, schnell zu beantragen, weil rückwirkend nicht mehr gezahlt wird. „Wer im April nicht beantragt, kriegt auch in diesem Monat kein Geld." (Info-Telefon des Berliner BAföG-Amtes: 20 24 50)

„Die Realitäten werden verdrängt"

SPEZIAL

Maritta Böttcher über Armut an den Hochschulen und das neue BAföG

UnAuf: Frau Böttcher, gibt es Armut an den deutschen Universitäten?

Böttcher: Es gibt eine allgemein anerkannte Armutsdefinition, die sogenannte relative Armutsgrenze. Die liegt derzeit bei 1.425 Mark. Diese Definition ist weltweit anerkannt, auch zum Beispiel von der UNESCO.

Also sind alle Studierenden arm.

Genau so ist es. Studierende, die monatlich diese 1.425 Mark zur Verfügung haben, können sich heute glücklich schätzen. Doch welcher Studierende weiß schon, ob er arm ist oder sich arm fühlen soll? Studierende haben im Verhältnis zu anderen eine soziale Aufstiegsperspektive und sie haben einen familiären Kontext, der sie vor einer realen sozialen Verelendung bewahrt oder schützt. Sie profitieren auch von gewissen sozialen Vergünstigungen, günstigen Krankenversicherungen und solchen Sachen wie Eintrittsermäßigungen oder Semestertickets. Außerdem kennen Studierende ihre Rechte besser und können sie demgemäß auch besser artikulieren und somit erstreiten. Insofern sind nicht alle Studierende arm...

...zumal die meisten Studierenden aus der sogenannten sozialen Mittelschicht kommen. Also doch keine Armut an der Universität?

Doch, trotzdem. Abgesehen von der Tatsache, dass es einer Gesellschaft Sorgen bereiten muss, wenn an ihren Hochschulen eine soziale Auslese stattfindet, gibt es Gruppen „armer Studierender". Zum Beispiel ausländische Studierende, die keine Erwerbsarbeit nebenbei aufnehmen dürfen oder keine bekommen. Oder chronisch Kranke oder Studierende mit Kindern. Also Studierende, die aufgrund ihrer eigenen persönlichen Lage einen Sonderstatus haben, den sie nicht selbst verschuldet haben.

Die Politik ignoriert diese Gruppen seit Jahren.

Ja, leider werden diese Realitäten verdrängt, obwohl es immer wieder Warnungen von Wissenschaftlern gibt. Meistens werden diese Untersuchungen nach dem Lesen abgetan: „Gott, da will sich mal wieder jemand wichtig machen."

Die PDS fordert aber auch wenig Änderung, sondern ruft nur nach mehr staatlicher Finanzierung.

Ja, ja, diesen Ruf kenne ich: „Wollen Sie denen denn bis zum Sankt Nimmerleinstag Förderung geben?" Dieser Vorwurf ist doch eine Ersatzdiskussion! Solange in einer Gesellschaft geduldet wird, dass sich nur ein Drittel der Bevölkerung eine gute Bildung leisten kann, so lange erwarte ich in dieser Gesellschaft auch keine wirkliche Wende in der Bildungspolitik. Leider auch nicht von Rot-Grün. Eigentlich hatte die Bundesregierung gleich zu Beginn zum Beispiel eine BAföG-Reform versprochen. Was ist dabei herausgekommen: eine Reparaturnovelle, die „Reform" genannt wird.

Aber die Regierung sagt, sie ist mit dem neuen BAföG am Beginn einer großen Bildungsreform.

Nun ja, nicht mal die Höchstsätze wurden wie geplant erhöht. Trotzdem hat die PDS dieser Novelle zugestimmt, weil so wenigstens die, die BAföG erhalten, etwas mehr in die Tasche bekommen. Aber es ist keine Reform, es ist die 21. Novelle des Gesetzes und Frau Bulmahn wäre ehrlicher gewesen, wenn sie gesagt hätte: „Es ist uns nicht gelungen."

Frau Bulmahn sagt aber, dass jetzt 80.000 Studierende mehr als bisher BAföG erhalten werden. Sie erklärt sogar das Problem Armut unter den Studierende jetzt als für weitgehend behoben.

Da kennt sie offenbar die Lage nicht. Sicher, für Studierende mit Kindern wurde mit dieser Novelle etwas getan. Auch die jetzt erfolgte Nicht-Mehr-Anrechnung des Kindergeldes, was schon schizophren genug war, ist ein Schritt in die richtige Richtung. Aber das reicht nicht. Die PDS schlägt ein Sockelmodell vor, dass jedem Studierenden einen Grundsockel von durchschnittlich 500 Mark garantiert...

Foto: af

Maritta Böttcher ist hochschulpolitische Sprecherin der PDS-Bundestagsfraktion.

...und als nicht finanzierbar gilt.

Das hat sogar die FDP in einer Studie widerlegt. Nein, letztlich hört man immer wieder ein Argument im Bundestag: Wenn wir wirklich etwas ändern wollten, dann müssten ja zig Gesetze geändert werden. Die Verantwortlichen sind eigentlich zu faul, das zu ändern, was geändert werden muss.

Es fehlt also eine politische Lobby für die Ausbildung.

Das ist genau der richtige Begriff. Diese Lobby gibt es nicht. Und das Gefährliche daran ist, dass sich zwar alle anscheinend Sorgen machen, wie es in Deutschland weitergeht, aber keiner wirklich konsequent an einem Konzept arbeitet, das verschiedene Entwicklungen berücksichtigt.

Die jetzige BAföG-Reform wurde auffallend oft mit der Notwendigkeit begründet, wieder eine „Leistungselite" schaffen zu wollen. Erleben wir die Rückkehr eines alten Elite-Denkens?

Ich halte das für eine sehr gefährliche Entwicklung, weil sie die Kreativität lähmt. Das Prinzip, junge Leute nur auf ihre Verwertbarkeit hin zu trimmen, fördert nur eine Schmalspurausbildung, die genau das erfüllt, was die Leute von mir verlangen, aber im Ergebnis nur einen Schmalspuridioten und keinen kreativen Menschen schafft.
Wir müssen im Gegenteil jungen Menschen wieder Lust machen auf Studieren. Und wir brauchen einen neuen gesellschaftlichen Konsens quer durch alle Parteien über die Aufgaben von Bildung in diesem Land.

Wir danken für das Gespräch.

Das Interview führten af und jot

Bin ich arm?

„Jeder kämpft für sich allein!" – Katja will Ärztin werden, und das um jeden Preis!

Katjas Tag beginnt früh. Um sieben Uhr klingelt der Wecker. Frühstück, der Hund muss raus, Sachen zusammensuchen, mit dem Fahrrad zur Uni. Viertel nach Acht beginnt die erste Vorlesung, es folgen zwei weitere. Dann ist Mittag und ab 14:00 Uhr gibt es vier Stunden lang Kurse und Seminare. Nach sechs Uhr geht es nach Hause. Jetzt wäre Zeit zum Lernen, der Hund müsste auch noch mal vor die Tür. Man könnte, aber nach dem Studium kommt erstmal der Job. Katja arbeitet bei einem großen Berliner Lebensmittelunternehmer im Kundenservice und muss aufgeregte Anrufer beruhigen, denen die Pizza unter dem Deckel wegschimmelt. Das geht bis neun Uhr abends, erst dann kann der Hund raus. Nach zehn Uhr ist dann noch etwas Zeit zum Lernen, das Bett wartet bis weit nach Mitternacht.

Katja studiert Medizin an der Charité und in ihrem Alltag erfährt sie jeden Tag aufs Neue, was es heißt, mit wenig Geld das Studium zu organisieren. Die Monate vor dem Physikum, der härtesten aller Medizinprüfungen, waren die Hölle. Lernen, arbeiten, lernen und am Ende des Monats die Sorge, dass die Bank gerade jetzt den Dispo-Kredit reduziert. Drei Wochen vor der Prüfung hat sie dann Urlaub genommen, um nur noch zu lernen. „Es war die Hölle", sagt Katja. „Ich habe mich mindestens einmal am Tag gefragt: Ist das sinnvoll?"

Das Studium der kleinen Unterschiede

Am Anfang des Studiums stand diese Frage nicht. „Ich will Ärztin werden", das stand schon in der Schule für Katja fest. Helfen zu können, fast überall auf der Welt in dem studierten Beruf arbeiten zu können – das war ihr Wunsch, den auch die Eltern unterstützten. Nach der Schule zog sie zu Hause aus, die Eltern übernahmen einen Teil der Miete und finanzierten Bücher und Lernmaterialien. BAföG-berechtigt ist Katja nicht. Zwischen 20 und 100 Mark geben Studenten in Deutschland pro Monat für Lernmittel aus, bei den Medizinstudenten ist es wesentlich mehr. Die Grundausstattung mit Lehrbüchern am Beginn des Studiums kostet ca. 600 Mark, allein für den „Anatomie-Atlas" fallen 180 Mark an. Weiter brauchen die Studenten einen Präparierkasten (50 Mark), einen Reflexhammer (100 Mark) und mehrere Kittel (je 80 Mark). Auch ein Stethoskop muss gekauft werden, das kostet mindestens 150 Mark, kann aber auch für über 500 Mark erworben werden. „Niemand fragt, ob Du Dir das leisten kannst", sagt Katja. „Du musst es Dir leisten können und jeder schaut, was Du Dir leisten kannst." Katjas Stethoskop bewegt sich in der unteren Preisklasse. „Da haben mir Professoren schon den Tipp gegeben: „Kaufen Sie sich mal was Anständiges." Knapp 4.000 angehende Mediziner studieren gegenwärtig an der Charité und die wenigsten von ihnen, so der Leiter des Büros für Studienangelegenheiten, Burkhard Danz, haben eine ausreichende Finanzierung ihres Studiums. „Ich werde jedes Jahr überrannt von Studierenden", so Danz, „die nach Möglichkeiten der Finanzierung suchen." Einmal im Jahr veranstalten Studenten der älteren Semester einen Bücherbasar, auf denen sie die „schwarze" und die „blaue Reihe" verkaufen, zwei Buchsammlungen mit Testfragen für die gefürchteten Multiple-Choice-Prüfungen am Ende des Studiums. Bei dem Basar sei es jedesmal „brechend voll", erzählt Danz, denn neu kosten die Reihen je 300 Mark. Das kann sich kaum jemand leisten und die wenigen, die sich die Reihen neu kaufen und deren Geräte edel sind, fallen schon auf. „Wer Medizin studiert", so Danz, „ist in einem Studium der kleinen, aber wichtigen Unterschiede."

Immer nur Zeit für das Allernotwendigste

Da muss schon alles klappen, um nicht ins Trudeln zu geraten. Katja wollte und will sich nicht in dieses Korsett aus möglichst perfekter Anpassung an das Studium zwängen lassen. Nach dem Grundstudium ging sie für ein halbes Jahr nach Nigeria, um dort in einem Krankenhaus zu arbeiten. Von hier brachte sie ihren Hund mit und die Erkenntnis, dass das Leben aus mehr besteht als aus einer engen Uni und dem ständigen Druck zum Lernen. „Ich will auch nicht an der Uni arbeiten. In dieser Welt aus Leistungswillen und strenger Hierarchie verengt man doch nur seinen eigenen Horizont." Ihr Freundeskreis ist Katja mindestens so wichtig wie das Fortkommen im Studium. Diese Haltung, die so gar nicht dem Bild des fleißigen und strebsamen Medizinstudenten entspricht, zwingt, immer nur an das Eine zu denken. „Ich musste mir stets Gedanken machen, ob das Geld reicht, und natürlich wollte ich auch meine Eltern nicht enttäuschen." Oft war nur der Gedanke „Jetzt musst Du Dich durchbeißen" und dann blieb doch wieder nur Zeit für das Allernotwendigste.

Diese nervliche Anspannung, vermehrt um den Prüfungsstress, forderte seine Opfer: Zweimal ist Katja durch das Physikum gefallen und das bringt jetzt neue Probleme. Weil sich die finanzielle Situation ihrer Eltern geändert hat, wäre Katja nun BAföG-berechtigt. Da sie aber zweimal durch eine Prüfung gefallen ist, streicht ihr das Gesetz den Anspruch. Auch ihr Vertrag für ihren bisherigen Job ist ausgelaufen. Wenn ihre Einsprüche gegen den Bescheid des BAföG-Amtes nichts bringen, wird wohl nur ein neuer Job aus der Finanzkrise helfen. Und dann kann sie auch ihre Zukunftspläne vergessen. Noch einmal wollte sie ins Ausland, für ein halbes Jahr nach Straßburg. Das ist wichtig, sagt sie, für den Lebenslauf und das eigene Wissen. Ist sie neidisch auf die, die diese Probleme nicht haben? „Nein, weil mir das auch nicht weiterhilft. Und andere haben diese Probleme auch. Die muss jeder für sich selbst lösen. Hier kämpft jeder für sich allein."

jot

Bin ich reich?

Nadine hat mit ihrem Job neben dem Studium unglaublich viel Geld verdient

„Ich habe absolut keinen Bezug zu Geld", sagt Nadine, als wir sie im AStA-Büro der Technischen Fachhochschule Berlin (TFH) besuchen. „Ich weiß eigentlich nie, wie mein Kontostand ist." Die Glückliche, könnte man denken, die muss wirklich reich sein und sich um Geld keine Sorgen machen. Dabei sieht sie gar nicht so aus, wie man sich jemanden vorstellt, der im Geld schwimmt. Im Gegenteil. Eigentlich wirkt sie eher unscheinbar und ganz normal: blond mit Brille und Nasenring, im verwaschenen Baumwollhemd und Jeans. Ganz so einfach ist es in ihrem Fall aber auch nicht, denn Nadine weiß ihren Kontostand eher deshalb nicht, weil sie wenig Geld ausgibt.

Als sie ihr Bauingenieurwesen-Studium vor zehn Semestern begann, bekam sie zunächst BAföG und blieb mietfrei bei ihren Eltern wohnen. Während eines Praktikums bei einer Baufirma hatte sie dann Glück: Der Polier wurde krank und ehe sie sich versah, hatte Nadine die Verantwortung über mehrere Baustellen und arbeitete zunächst als Vertretung des Poliers und später als Bauführerin. Dafür bekam sie 70 Mark die Stunde, das waren dann oft über 5.000 Mark im Monat.

Trotzdem, sagt sie, habe sich ihr Lebensstil nicht verändert. Außer, dass sie faktisch keine Freizeit hatte. „Ich habe das Geld im Prinzip nicht ausgegeben," sagt sie, „ich habe mein Auto finanziert, das ich brauchte, um auf die Baustellen zu kommen, das war's." Einkaufen mag sie sowieso nicht. Sie blieb auch bei ihren Eltern wohnen und gönnte sich keinen Urlaub. Wenn überhaupt, leistete sie sich Bücher oder mal ein Essen oder einen Kinobesuch. „Ich hätte andererseits auch gar keine Zeit gehabt, Geld auszugeben", erzählt sie, denn neben dem 60-Stunden-Job absolvierte sie weiterhin 32 Semesterwochenstunden an der Hochschule. Das hieß oft, sich voher um sechs Uhr morgens auf der Baustelle mit dem Polier zu treffen, um um acht Uhr in der Vorlesung sein zu können. Nach der Uni um 16:00 Uhr fuhr sie wieder zur Baustelle, Feierabend hatte sie um 21:00 oder 21:30 Uhr, freie Wochenenden waren die Ausnahme. Das Geld hat für sie dabei keine Rolle gespielt. „Aber es stimmt schon, damals war ich nicht ganz unarm."

Dass finanzielle Überlegungen das Hauptkriterium für die Wahl einer FH seien und dort demnach hauptsächlich Leute aus sozial schwachen Familien studierten, hält sie für ein Klischee. Prestigeverhalten unter den Studenten gäbe es aber auch kaum, und die „reichen Söhnchen" seien an der TFH die Ausnahme. „Die gehen doch gleich auf 'ne Privatuni."

Die Entscheidung, an der TFH zu studieren, fällte Nadine, weil sie „keine Lust hatte, den ganzen Tag im Büro zu sitzen". Außerdem gefielen ihr die großen Vorlesungen an der TU nicht. An der TFH, wo die Professoren die einzelnen Studenten kennen, fühlt sie sich wohler. Für sie war zudem wichtig, ein absehbares Studienziel vor Augen zu haben und „schnell fertig zu werden". Das wollten auch ihre Eltern.

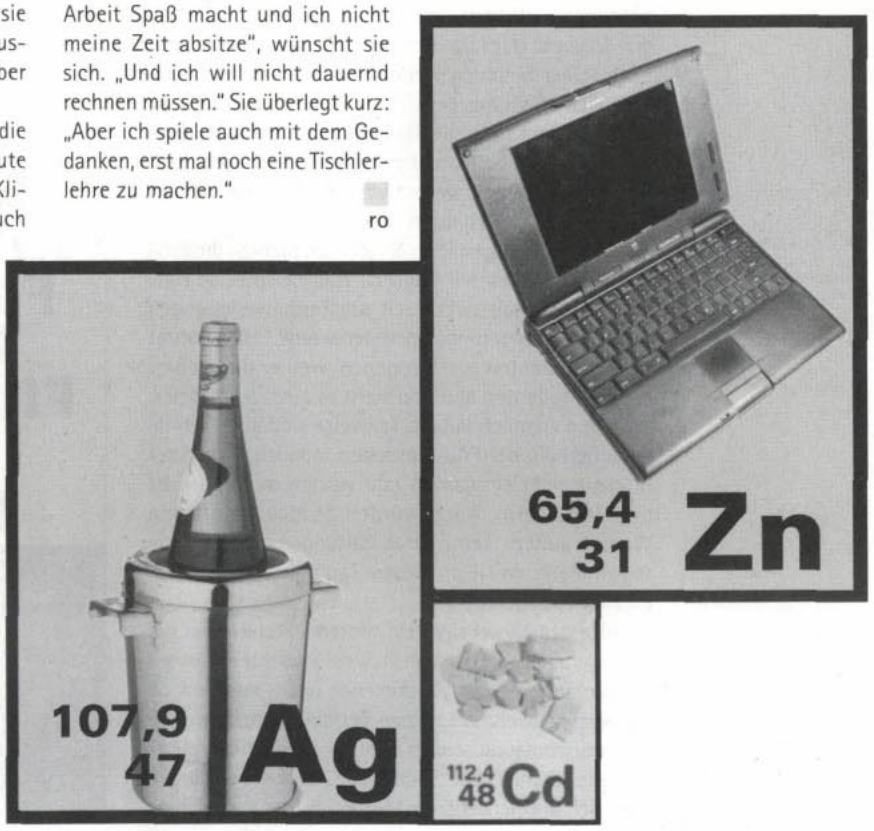
Warum soll ich Karriere machen?

Seit Nadine jedoch auf dem Bau gearbeitet hat, fällt es ihr schwer, sich wieder an den Unialltag zu gewöhnen. „Man merkt plötzlich, dass das, was die einem hier erzählen, nicht viel mit der Realität zu tun hat." Ihr Verhältnis zu den Kommilitonen hat sich, obwohl solch ein Job schon eher die Ausnahme bildet, durch ihre gutbezahlte und verantwortungsvolle Tätigkeit nicht verändert, den meisten hat sie davon auch gar nichts erzählt. Schwierigkeiten ergaben sich eher mit den Professoren, denn mit einigen von ihnen bekam sie im Job zu tun und konnte darüber entscheiden, ob deren Berechnungen richtig waren oder nicht. „Die fanden das nicht so witzig und ich musste mir ein paar blöde Bemerkungen anhören", erzählt sie. „Wenn man in den Wirkungskreis der Profs hineingerät und mitkriegt, dass sie nicht ganz so intelligent sind, wie sie sich verkaufen, hat man schnell ein Problem." Deshalb nahm sie auch erstmal eine Auszeit vom Studium. Von der Baustelle landete Nadine im AStA der TFH, heute ist sie Vorsitzende des Gremiums. Fragen, ob das so sinnvoll für ihre Zukunft sei, hat sie nicht. „Warum soll ich unbedingt Karriere machen?"

Sie wohnt weiterhin im Haus ihrer Eltern und lebt von den Resten ihrer Ersparnisse und der Aufwandsentschädigung als AStA-Vorsitzende. Ihr Job bei der Baufirma ruht, obwohl der Vertrag noch besteht. Gegenwärtig hat sie auf diese Arbeit auch keine Lust, denn das würde wieder eine 60-Stunden-Woche bedeuten. Ihr Auto steht seit einem halben Jahr auf dem Parkplatz neben der Hochschule. Es ist kaputt und für eine Reparatur will Nadine jetzt kein Geld ausgeben.

Ihre Chancen, nach dem Studium eine feste Stelle bei der Firma zu bekommen, sieht Nadine realistisch: „Ich denke, dass ist marktsituationsbedingt. Ich habe mitbekommen, wie schnell sich die Situation von einem Tag auf den anderen ändern kann und plötzlich Leute entlassen werden." Sie weiß auch gar nicht, ob sie überhaupt wieder dort arbeiten möchte. Was für sie in der Zukunft wichtig ist? „Dass mir die Arbeit Spaß macht und ich nicht meine Zeit absitze", wünscht sie sich. „Und ich will nicht dauernd rechnen müssen." Sie überlegt kurz: „Aber ich spiele auch mit dem Gedanken, erst mal noch eine Tischlerlehre zu machen."

ro



SPEZIAL Jenseits des Hörsaals...

Wie Professoren über die soziale Lage der Studenten denken

Universitäten sind in vielen Köpfen mit dem Klischee eines anonymen Massenbetriebes behaftet. Eine Lernmaschine, die möglichst gut funktionieren soll. Da bleibt den Professoren kaum Zeit, auf jeden Einzelnen einzugehen. Wer vor ihnen sitzt – ob ihn Geldsorgen plagen oder eher der Stand des eigenen Aktiendepots – das bleibt unbekannt. Oder etwa nicht? Wie viel bekommen Professoren an der Humboldt-Uni wirklich mit von ihren Studenten?

„Als Lehrender gehe ich erst einmal von Existenzbedingungen aus, die es den Studenten ermöglichen, ihr Studium zu absolvieren", erklärt Helmut Wiesenthal, Professor für gesellschaftliche Interessenvermittlung am Institut für Sozialwissenschaften. Aber leider sei dies selten der Fall. Natürlich sehe man, dass die meisten Studenten neben dem Studium arbeiten müssen und sich kaum voll auf ihr Studium konzentrieren können.

Problem „Teilzeitstudenten"

„Viel bekommen wir leider nicht mit", sagt auch der Physiker Lutz Schön. Ihm falle aber auf, wenn Studenten am Vorabend lang gearbeitet hätten und völlig übermüdet in den Veranstaltungen säßen: „Da kommt auch schon mal jemand in seiner Nachtwächteruniform in die Vorlesung." Auch die Pflegepädagogin Jutta Beier sieht: „Viele Studenten haben einen Job, um sich über Wasser zu halten." Der Erziehungswissenschaftler Jürgen Diederich spricht gar von „Teilzeitstudenten". Er kenne niemanden, der nicht jobben würde. Nur, wer jobbt, hat davon nicht nur Nachteile, meint die Soziologin Hildegard Maria Nikkel. Ein Job bringe immer auch Erfahrungen für die Studenten, die sie später weiter nutzen können. Besonders wer den Beruf des Lehrers anstrebt, solle möglichst vielfältige Erfahrungen sammeln, sagt Lutz Schön, der in der Physik Lehramtsstudenten betreut. Das gelte eigentlich für Studenten aller Studienrichtungen, sagt dazu ganz staatsmännisch HU-Präsident Jürgen Mlynek. Über das Problem der „Teilzeitstudenten" müsse nach seiner Meinung viel offensiver diskutiert werden. „Warum machen wir aus der Not nicht eine Tugend", fragt Mlynek. Wenn es mehr spezielle Studienangebote für Studenten mit Job gebe, so der Präsident, lasse sich doch Studium und Arbeit wesentlich gewinnbringender für den Studenten verbinden.

Akute Geldsorgen ihrer Studenten merken die Professoren dagegen nur indirekt, zum Beispiel, so Helmut Wiesenthal, „wenn ich um Terminverlegungen und Fristverlängerungen gebeten werde." Hier kommt er den Studenten gern entgegen, weil er die Probleme der Studenten ahnt. So sieht es auch Jutta Beier: „Wir sind ziemlich kulant. Teilweise sind auch Termine außerhalb der Prüfungszeiten möglich, damit der Student nicht ein ganzes Jahr warten muss", erklärt die Medizinerin. Auch würden Studenten oft den Wunsch äußern, keine Veranstaltungen auf den Freitag zu legen, da sie an diesem Tag arbeiten müssten, ergänzt Lutz Schön.

Hildegard Nickel sieht ein weiteres Problem bei der Finanzierung von Exkursionen. Viele Studenten könnten Studienfahrten übers Wochenende nicht bezahlen, da würde es teilweise an kleinen Beträgen scheitern. Und die Bezuschussung solcher Fahrten sei oft nicht möglich. Als „dramatische Sonderfälle" bezeichnet Jürgen Diederich alleinerziehende Mütter im Studium. „Einige kämpfen hart mit der Existenz", pflichtet Kollegin Nickel bei. Wichtig sei eine stabile Partnerschaft, fehle diese, würde das Studium teilweise extrem leiden.

Eine Möglichkeit, den Studierenden in Geldnöten unter die Arme zu greifen, bietet ihre Einstellung als studentische Hilfskraft. „Neben vielen anderen Kriterien wird auch die finanzielle Situation der Bewerber bedacht", erklärt der Wirtschaftswissenschaftler Ulrich Kamecke. Dies ist oft wohl auch aus studentischer Sicht der ausschlaggebende Grund, sich auf eine HiWi-Stelle zu bewerben, hat Jürgen Mlynek beobachtet. „Mir fällt auf, dass die Tätigkeit der HiWis an der HU stärker als an meiner alten Universität in Konstanz von den Studenten zur Finanzierung des Lebensunterhalts genutzt wird. Wissenschaftliche Gründe spielen hier wohl oft eine untergeordnete Rolle." Aber, so Kamecke, wirtschaftliche Gründe dürfen bei der Stellenvergabe nicht allein entscheidend sein.

Mit dem Porsche zur Uni

Reiche Studenten fallen den Professoren allerdings kaum auf. Wer gut begütert ist, würde damit nicht kokettieren, lautet die verbreitete Meinung. „Bei uns fährt keiner mit dem Porsche vor", sagt Lutz Schön und Jutta Beier vermutet gar: „Ich glaube, die sind alle nicht reich." Dass es sich reich unbedingt leichter studiert, glauben die wenigsten Dozenten. „Wenn man nicht jobben muss, hat man vielleicht mehr Muße für das Studium", denkt Lutz Schön. Aber zuviel Reichtum kann sogar hinderlich für das Studium sein, meinen einige seiner Kollegen. Helmut Wiesenthal: „Ohne den wirtschaftlichen Stachel, sich qualifizieren zu müssen, kann man nichts erreichen." Und Ulrich Kamecke ergänzt: „Zu reich zu sein ist ein Nachteil, weil man es nicht mehr nötig hat, ordentlich zu studieren. Wer nicht so reich ist, weiß dagegen noch, wofür er studiert."

jof

Auswahlgespräche an der FU

Die Freie Uni Berlin hat als erste deutsche Hochschule einen Teil ihrer Bewerber für den BWL-Studiengang selbst ausgesucht. Im Rahmen eines Auswahlges prächs vergab der Fachbereich Wirtschaftswissenschaften 20 Prozent der Studienplätze. Die übrigen 80 Prozent wurden weiterhin durch die ZVS vermittelt.
Mindestens je zwei Professoren prüften im Gespräch die Motivation, Eignung und das Interesse des Bewerbers am späteren Berufsfeld. Mit 50 Prozent wog dieser Teil am schwersten. Der Durchschnitt der Abiturnote (40 Prozent) und eine schon geleistete Berufsausbildung oder -tätigkeit waren weitere Entscheidungskriterien bei der Auswahl. Auch Zusatzqualifikationen wie Sprachkenntnisse, Rhetorik und soziales Engagement spielten eine Rolle. Der Dekan der Wirtschaftswissenschaftler Prof. Georg Schreyögg: „Angehende sollten fit in Englisch sein, sollten gut rechnen können und sollten redegewandt sein."

Staatsbibliothek endlich online

Es ist soweit: Die Bestände der Staatsbibliothek kann man jetzt online recherchieren. Damit entfällt zugleich das lästige Ausfüllen der Leihzettel für die beiden Häuser der Stabi.
Leider ist der Katalog der Staatsbibliothek noch nicht in den Bestand des Kooperativen Bibliotheksverbundes Berlin-Brandenburg aufgenommen. Dies soll Mitte des Jahres geschehen.
Wichtig ist die Möglichkeit der Online-Recherche vor allem im Hinblick auf die Schließung des Hauses 2 in der Potsdamer Straße von Juli bis Oktober. Die Bestände können dann weiterhin recherchiert und bestellt werden.
Der Katalog findet sich unter http://stabikat.staatsbibliothek-berlin.de/.

24-Stunden-Bibliothek

Die Uni Konstanz bietet als erste große wissenschaftliche Universalbibliothek Deutschlands ab diesem Semester einen 24-Stunden-Betrieb an. Montags bis freitags ist sie durchgehend, samstags von 9:00 bis 23:00 Uhr, sonntags von 9:00 bis 20:00 Uhr geöffnet.

wb, do

Informationen der Allgemeinen Studienberatung:

Schülerinformationswoche
Vom 23. bis 7. April findet die diesjährige Schülerinformationswoche an der Humboldt-Universität statt. Das Programmheft ist bei der Allgemeinen Studienberatung erhältlich beziehungsweise unter www.hu-berlin.de/studium/siw einzusehen, Änderungsmeldungen bitte an Studienberatung@uv.hu-berlin.de senden.

Prüfungsangst?
Das nächste Gruppenangebot der psychologischen Beratung beginnt Freitag, den 11. Mai, von 8:00 bis 12:00 Uhr. Vorgespräch und Anmeldung bei Herrn Walther, Tel.: 2093-1580.

Psychologische Beratung
Die psychologische Beratung für Studierende befindet sich jetzt in der Ziegelstr. 13c, Zi. 513. Zeiten zur Terminvereinbarung: Montag 9:00 bis 11:00 Uhr und Mittwoch 13:00 bis 15:00 Uhr, Tel.: 2093-1580.

Angebote für Frauen
Wissenschaftliches Arbeiten in der Studienabschlussphase: Mittwoch 17:00 bis 20:00 Uhr, ab dem 16. Mai. Zeitmanagement: 23. und 24. Juni, 9:00 bis 18:00 Uhr. Vorgespräch und Anmeldung bei Herrn Walther, Tel.: 2093-1580.

eMail aus... Berlin aus polnischer Sicht

Betreff: Via Berlin!
Datum: Do, 17 April 2001 16:23
Von: jan
An: unaufgefordert@student.hu-berlin.de

Wenn man nach Berlin kommt, denkt man keineswegs an Rückkehr. Es gibt doch in einem anderen Land ein Zuhause und die Familie, die dort auf dich wartet, die sich ihre armen Augen nach dir ausweint, das Telefon missbraucht und Telekom-Konzerne verdienen lässt.
Aber in Berlin vergisst man die ganze Welt. Es bleibt beim Spiel „du und Berlin". Das vermag man aber nicht einfach unter einen Hut zu bringen, was sich leider erst spät herausstellt. In den ersten Monaten läuft der verwirrte Student über die Berliner Straßen im undankbaren Rausch des Optimismus, der die ganze Stadt schamlos verschlungen hat, vorbei an explodierenden Bauwesen, opulenten Restaurants und Cafés. Es gehört zum Alltag, die Straßenbahnen zu verwechseln und in unbekannten Regionen zu landen, aus denen man erst nach einigen Stunden den Weg nach Hause wiederfindet. Der ordentliche „Studententourist" sucht nach vertrauenswürdigen Reiseführern, um gleich danach einzusehen, dass sich Berlin dem Gedächtnis seiner Einwohner erfolgreich entzogen hat. Auf Knien erbettelt der Verzweifelte Hinweise und Ratschläge von vorbeihastenden Berlinern, aber er verharrt wie vor dem Turm zu Babel, ohne es zu wagen aufzustehen. Die Geschichte liegt hier doch auf der Straße...
Ungeachtet dessen wälzt sich das Großstadtleben im Tempo einer schwadronierenden Lokomotive weiter über seine Geschichte hinweg. Welchen Zug du nimmst, ist unklar, weil es in Berlin an jeder Ecke einen Bahnhof gibt, den du wenigstens einmal betreten wirst. Möchtest du z.B. zum Kino gehen, musst du zuerst zum Bahnhof. Auch um frische Milch zu „koofen", es geht nur über den Bahnhof. Du bist dir im klaren darüber, dass es dein Bahnhof ist und die anderen Leute nur Passagiere sind. Aber wenn du dich verspätet hast und obendrein vor Müdigkeit umfällst, musst du dennoch zum Bahnhof, auf dem du wie auf einem verlorenen Posten stehst – und dann denkst du: Berlin, ich hasse dich.
Nach langer Zeit – du bist nicht mehr in Berlin – kennst du viele Straßen und hast eine Menge Bahnhöfe gesehen – immer im gleichem Tempo, immer im gleichen Schritt. Und du fragst dich, ob beim letzten Mal, als du irgendwo zu Besuch warst, nicht ein Stückchen Berlin durchschimmerte..., diese Straße, dieses Mal: Berlin, ich liebe dich, egal, wo du bist.

Projekttutorien an der HU

Sommersemester 2001

Das Verhältnis von Kultur, Anthropologie und Ökonomie im Werk von Karl Marx, Philosophische Fakultät I, Institut für Philosophie
Kontakt: Andeas Bürger Tel.: 442 19 86, andreas.buerger@rz.hu-berlin.de
Leopold Wonneberger Tel.: 29 49 31 41, leopold.wonneberger@rz.hu-berlin.de

Orte der Selbstrepräsentanz
Philosophische Fakultät I, Institut für Europäische Ethnologie
Kontakt: Sabine Klein Tel.: 448 39 50, sabine.klein@student.hu-berlin.de
Sabine Imeri Tel.: 426 03 53, sabine.imeri@student.hu-berlin.de

U.S.Culture in the Sixties
Philosophische Fakultät II, Institut für Anglistik und Amerikanistik
Kontakt: Anja Kootz, eMail: anja.kootz@rz.hu-berlin.de

Queere Texte? Können aus der Beschäftigung mit der Konstruktion weiblicher und männlicher Homosexualität neue literaturwissenschaftliche Lesarten entwickelt werden?
Philosophische Fakultät II, Institut für Neuere deutsche Literatur
Philosophische Fakultät III, Gender Studies
Kontakt: Sven Glawion Tel.: 27 57 38 38, sven.glawion@student.hu-berlin.de
Cindy Janicke Tel.: 292 51 25, cindy.janicke@student.hu-berlin.de

Das kollektivierte Subjekt und seine Inszenierung
Philosophische Fakultät III, Institut für Sozialwissenschaften
Kontakt: Lena Ruthner lena_ruthner@hotmail.com
Albrecht Wiesener Tel.: 44 05 74 09, alwiesener@gmx.de

Witz, Humor und Ironie – zur Struktur sozialer Interaktionssysteme
Philosophische Fakultät III, Institut für Sozialwissenschaften
Kontakt: Christian Schmidt-Wellenburg Tel.: 42 08 82 79
Holger Herkle Tel.: 69 81 73 94

Sexy Bodies – Körperpolitiken in Tanz und Performance
Philosophische Fakultät III, Institut für Kultur- und Kunstwissenschaften
Kontakt: Katja Kynast Tel.: 44 71 42 79, kynast_ka@gmx.de
Katja Kailer Tel.: 61 30 81 74, kailerei@zedat.fu-berlin.de

Fortsetzung vom Wintersemester 2000/ 2001

Beweidung mit Pferden? Einsatzmöglichkeiten von großen Pflanzenfressern in der Landschaftspflege
Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät I, Institut für Biologie
Kontakt: Stephanie Walk Tel.: 29 00 47 34, dudi.de@gmx.de
Martina Bresch Tel.: 44048964, zylya@gmx.de

Estland, Lettland, Litauen – drei Länder, eine Einheit?
Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät II, Institut für Geographie
Kontakt: Antje Bruns, Susanne Dähner, Konstantin Kreiser
Tel.: 292 93 12, antje.bruns@student.hu-berlin.de

Erkenntnistheoretische und ethische Fragen an die heutige Psychologie und ihre praktische Bedeutung
Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät II, Institut für Psychologie
Kontakt: Thomas Dallüge, thomas.dalluege@rz.hu-berlin.de
Nico Czinczoll,
Dana Ifflaender

Biologische Archäologie – Praxisorientierte Betrachtungen zum Zusammenspiel von bodenkundlichen Aspekten, Botanik, Zoologie und ihre Bedeutung für die Archäologie
Philosophische Fakultät I, Institut für Geschichtswissenschaften, Ur- und Frühgeschichte
Kontakt: Sibylle Günther Tel.: 44 00 90 12, sibylle.guenther@student.hu-berlin.de
Ivonne Baier Tel.: 29 00 05 41

Das Kino der VR Polen. Filmische Negation der historischen Narration
Philosophische Fakultät I, Institut für Geschichtswissenschaften
Kontakt: Stefan Meyer Tel.: 85 07 66 19, stefan.meyer@student.hu-berlin.de

Ethnographie der Abschiebehaft
Philosophische Fakultät I, Institut für Europäische Ethnologie
Kontakt: Tobias Schwarz, Tobias.Schwarz@student.HU-Berlin.de

Kinderkulturen – wer wird mein Held? Kinder im Kino
Philosophische Fakultät I, Institut für Europäische Ethnologie
Kontakt: Uta Rinklebe Tel.: 444 51 98, Uta.Rinklebe@student.hu-berlin.de

Regionale, nationale und übernationale Selbstbilder in Nordeuropa
Philosophische Fakultät II, Nordeuropa-Institut
Kontakt: Jan Stampehl Tel.: 44 73 24 04 jan.stampehl@yahoo.de,
Katharina Woellert Tel.: 624 42 27, kmwoellert@hotmail.de
Kuba im Spiegel seiner Musik
Philosophische Fakultät II, Institut für Romanistik
Kontakt: Jorge V. Tamayo Tel.: 69 51 81 86, jorge.viton.tamayo@student.hu-berlin.de

2000. Zurück in die Zukunft – Utopien und Zukunftsentwürfe in Hispanoamerika
Philosophische Fakultät II, Institut für Romanistik
Kontakt: Rike Bolte Tel.: 44 67 52 88

Theaterkritik
Philosophische Fakultät III, Institut für Kultur- und Kunstwissenschaften, Theaterwissenschaft/ Kulturelle Kommunikation
Kontakt: Nina Peters Tel.: 44 04 96 91, Anna Poeschel Tel.: 44 65 33 56
Das Projekttutorium findet in den Räumen des Seminars für Theaterwissenschaft/ Kulturelle Kommunikation in der Sophienstr. 22a statt.

Internet für Blinde
Philosophische Fakultät IV, Institut für Rehabilitationswissenschaften
Kontakt: Katja Grimm Tel.: 20 93 43 93,
Veranstaltungsort: Abt. Blinden- und Sehbehindertenpädagogik, Georgenstr. 36, 10099 Berlin, Raum 311

Integration von Kindern mit Behinderung im Sportunterricht – eine „realisierbare Utopie"?
Philosophische Fakultät IV, Institut für Sportwissenschaft
Kontakt: Elisabeth Lippert Tel.: 42 08 84 34, LisaLippert@web.de

Raider heißt jetzt Twix

Die Einführung neuer Studienmodelle belebt alte Rituale und schafft neue Verdienstquellen

Der Startschuss für eine neue Zeit fiel 1998 an der University of Leeds. Dort stand Isa Ungruh, Mitarbeiterin des Auslandsamtes der Fachhochschule Bremen, und schaute bewegt auf ihre Schäflein, Studenten an der FH Bremen, die als frischgebackene Absolventen des neuen Bremer „Master in Business Studies" an einer echt britischen Abschlusszeremonie mit Talar, Schärpe und Hut teilnehmen durften. Leeds war die Partnerhochschule für den neuen Studiengang und als Isa Ungruh in stolz gerührte Master-Gesichter guckte, war ihr klar: „Das mach' ich in Deutschland jetzt auch!"

Ein Jahr später war es soweit. Frau Ungruh gründete die Firma „Talaris", den ersten Talar-Verleih für deutsche Hochschulen. Für 65 Mark pro Tag können sich Hochschulen bei „Talaris" Talare, Hüte und Schärpen ausleihen und damit ihre Absolventenfeiern zu richtigen Events à la Oxford oder Harvard aufpeppen. Der besondere Trick dabei: Die Schärpen gestaltet Frau Ungruh nach Wunsch gemäß den Hochschulwappen und -farben exklusiv für jede Hochschule extra.

Die Banken, von denen Frau Ungruh Geld haben wollte, fanden ihre Geschäftsidee „sehr seltsam" und wollten keinen Kredit geben. Leider nur Beweis für die Rückständigkeit der deutschen Wirtschaft, denn wer seine Absolventen heute mit „Talaris" verabschiedet, der zeige, so Ungruh, dass bei ihm „Innovation nicht nur über das Angebot, sondern auch über einen in Deutschland zukunftsweisenden Abschlussservice" geboten wird. Weil nämlich auch die ewigen Alt-68er bei „Talaris" mit ihrem Uralt-Hauer „Unter den Talaren, Muff von 1.000 Jahren" keine Punkte mehr holen: „Früher", so Frau Ungruh, „früher in den Sechzigern wollte man keine Eliten mehr. Jetzt werden Leistung und Elite auch in Deutschland wieder gefördert und sie müssen auch gewürdigt werden."

Und weil wirkliche Eliten nur da sind, wo Neues aufscheint und Neues gefördert wird, gilt Frau Ungruhs Umhang-Service nur für die neuen Master- und Bachelor-Studiengänge. Zum einen, weil „die Zeiten des Diploms längst vorbei" sind, zum anderen, weil dort ein Markt ist, bei dem scheinbar jeder etwas holen kann: „Als die ganzen Master-Programme auflebten, dachte ich, jetzt mach' ich das mit den Talaren, da muss doch was zu machen sein." Offensichtlich, denn gut ein Jahr nach Firmenstart haben schon sechs Hochschulen und Institute Talare bestellt. Auch aus der Humboldt-Uni kamen zwei Bestellungen, „die wollten die Talare sogar ganz kaufen!" Das kostet 250 Mark pro Stück.

Aber wenn Frau Ungruh Pech hat, haben zumindest die Berliner Hochschulen bald kein Geld mehr für die Akademikerumhänge. Denn zunächst müssen die neuen Master- und Bachelor-Studiengänge geschaffen werden und davor hat die Politik als neue Erfindung die Akkreditierung der Studiengänge durch eine vom bundesdeutschen „Akkreditierungsrat" beauftragte „Akkreditierungsagentur" gestellt. Diese Agenturen verlangen für die Beglaubigung des Neuen in einem neuen Studiengang im Schnitt 25.000 Mark. Geld, welches die Hochschulen nicht haben und die zuständige Senatsverwaltung getreu dem Motto „Wir machen Reform, ihr bezahlt!" den Unis nicht geben will. „Das muss man sich mal vorstellen", schimpft HU-Vizepräsident Heinz-Elmar Tenorth, „jetzt sollen wir schon Geld ausgeben für etwas, was es noch nicht mal gibt. Soweit waren wir bisher noch nicht!" Andere Bundesländer haben die Akkreditierung ihrer neuen Studiengänge wenigstens nach deren Start gestellt, nur Berlin hält an einer Zulassung vor Beginn fest. Niemand, der Böses dabei denkt, aber für Agenturen wie die „Zentrale Evaluations- und Akreditierungsagentur" in Hannover (ZEvA) ist das einfach verdientes Geld. Allein die Umwandlung der acht Studiengänge der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät kostet die HU 100.000 Mark. Das war ein Sonderpreis. Sicher ist die damit verbundene „finanzielle Belastung nicht zu verkennen", ließ Wissenschaftsstaatssekretär Josef Lange der HU Ende Februar ausrichten und machte gleich einen Lösungsvorschlag: „Die Hochschulen sollen sich zur Bereitstellung der entsprechenden Mittel verpflichten."

Trotz dieser Widrig- und Windigkeiten will keiner von dem Rummel um Master und Bachelor lassen, denn damit, so Tenorth „verändern wir die Welt. Es ist fast wie Revolution." Ende 1999, als Frau Ungruh in Bremen die ersten Schnittmuster für ihre Talare zusammenstellte, schimpften in Berlin drei Universitätspräsidenten auf die geplante Einführung neuer Studiengänge. „Es ist völlig unverständlich", rief damals TU-Präsident Hans-Jürgen Ewers, „wie heute alle auf Bachelor und Master abfahren. Das ist doch eine einzige Mogelpackung." Wie die Zeiten sich ändern!

jot

Studieren in... Paris

Liebeserklärung der Dichter und Künstler an die „Hauptstadt der Welt"

„Unter allen Städten ist keine, die sich inniger mit dem Buche verband als Paris. Wenn Giraudoux recht hat und es das höchste menschliche Freiheitsgefühl ist, schlendernd dem Lauf eines Flusses zu folgen, führt hier noch der vollendetste Müßiggang, die beglückteste Freiheit also zum Buch und ins Buch hinein. Denn über die kahlen Seine-Quais hat sich seit Jahrhunderten der Efeu gelehrter Blätter gelegt. Paris ist ein großer Bibliothekssaal, der von der Seine durchströmt wird".

Walter Benjamin

Es ist vielleicht ein handfester Studentenmythos. Du gehst ins Akademische Auslandsamt, machst einen guten Eindruck bei ein paar Professoren, sammelst Dir Deine Gutachten zusammen und bewirbst Dich um ein Stipendium für Paris. Deine Vision: Mit finanziellen Mitteln ausgestattet gehst Du für ein Jahr in die schönste aller Städte, isst Croissants, kippst dazu jeden Morgen Unmengen Café Crème und abends eine noch größere Menge Pastis in Dich hinein. Wenn Du zurückkommst, stellst Du Dir nie wieder Fragen über Deinen Lebensweg. Mit dem schlechten Ruf des französischen Universitätssystems kommst Du klar, denn Du hast nichts gegen verschultes Lernen, denn lernen wirst Du gewiss etwas und das Abitur hast Du ja auch irgendwie geschafft.

Bevor Du aber anfängst, ernsthaft über ein Studium in Paris nachzudenken, solltest Du Dir eine Reihe von Fragen stellen. Nicht, dass es grundsätzliche Einwände gegen einen ausgedehnten Aufenthalt in der einstigen „Hauptstadt der Welt" gibt, aber ein Jahr ist lang und Du musst ehrlich zu Dir sein: Hast Du jemals Probleme damit gehabt, Autorität ohne Zähneknirschen in Kauf zu nehmen? Bist Du vielleicht Pazifist, leidest aber trotzdem am Fehlen eines Initiationsrituals? Hast Du keine Erfahrungen mit dem realexistierenden Sozialismus gemacht? Möchtest Du alle Deine Vorurteile über Paris bestätigt finden? Wenn Du eine oder alle diese Fragen mit ja oder nein beantworten kannst, dann solltest Du jetzt ernsthaft und konzentriert weiterlesen. Hoffnung besteht bis zum Schluss.

Pariser Leben

Mythen haben eine verblüffende Eigenschaft. Sie verstärken sich so lange zu einem scheinbar unzerstörbaren Bild, bis Dir Dein gesunder Menschenverstand signalisiert, dass es nicht aufrechtzuerhalten ist. Auf Paris trifft diese Feststellung im Besonderen zu. Da der Mythos Paris mehr als hundert Jahre Zeit hatte, sich zu verfestigen, gibt es genügend Menschen, nennen wir sie einmal ohne jede Wertung „Touristen", denen der gesunde Menschenverstand in dieser Stadt abgeht. Sie haben keine Möglichkeit, den Mythos zu entlarven. Sie trinken morgens Café Crème, abends wird gebechert und nach zwei Wochen ist das Konto leer. Dir hingegen bleibt nur der Rückzug in die abgelegenen Nischen einer Großstadt. Die Metro gehört dazu. Keine andere Stadt hat so schöne Metroeingänge wie Paris, doch das vergisst Du schnell, wenn Du in einen Menschenstrom hereingerissen wirst, der jeden Tag etwa drei Millionen Menschen aufsaugt und durch eine irrwitzige unterirdische Schattenstadt befördert. Solltest Du Dich jemals in Deinem Leben alleine gefühlt haben, dann ist diese Erfahrung eine sichere Heilung. Gleiches trifft auf die ersten Sonntage des Monats zu, an denen die Museen keinen Eintritt verlangen. Der budgetbewusste Student steht dann verkatert auf und findet sich wenig später in einer großen Menschentraube wieder, etwa vor dem Louvre oder dem Centre Georges Pompidou. Die meisten Gratis-Vergnügungen, eine Fahrt nach Versailles zum Beispiel oder das versonnene Rumsitzen auf dem Montmartre, hängen Dir nach spätestens drei Monaten wegen des regelmäßig einschlagenden Besuches zum Halse heraus (siehe auch: Besuch aus Deutschland). Die Croissants sind Dir zu stereotyp geworden, für den Café Crème fehlt Dir das Geld und Du beginnst, Dich über den ganzen Aufwand zu ärgern, den Du für dieses Mythos-Jahr in Kauf genommen hast.

Wohnen in Paris

Abgesehen davon, dass die Quadratmeterpreise auch in schlechteren Gegenden über denen des Kollwitzplatzes liegen, befindest Du Dich als Neuankömmling in Paris in dem selben Teufelskreis wie jeder Obdachlose: Keine Wohnung, kein Konto – keine Sicherheit, keine Wohnung. Die Mühe, sich auf dem Inseraten-Wohnungsmarkt umzuschauen (die entsprechende Wochenzeitung heißt „de particulier à particulier"), kannst Du Dir, wenn Du nur ein Jahr dableiben möchtest, sparen. Man braucht es nicht Xenophobie zu nennen, aber Studenten, die nur ein Jahr bleiben und meist zum Zeitpunkt ihrer Wohnungssuche noch nicht über herausragende Französisch-Kenntnisse verfügen, sind einfach zu anstrengend, als dass sie die Aufmerksamkeit eines Vermieters verdienen würden (erfolgversprechender ist da schon ein Gang in eine Immobilienagentur). Studentenwohnheime sind zwar teuer und vor allem selten, können aber einen Ausweg aus dieser Situation darstellen. Eine andere Möglichkeit sind die ebenfalls nicht sehr zahlreichen Wohngemeinschaften, genannt Colocation, die sich zum Beispiel an den schwarzen Brettern im Maison Heinrich Heine (RER Cité Universitaire) finden. In jedem Falle empfiehlt es sich, spätestens Anfang August das Wohnungsproblem gelöst zu haben. Ab September verwandelt sich der Wohnungsmarkt aufgrund der anderen einströmenden Studenten in einen Risikofaktor für Deinen gesunden Menschenverstand.

Bürokratie

Wenn deutsche Bürokraten nicht wissen, was sie Dir antworten sollen, erzählen sie Dir etwas von Datenschutz. Französische Bürokraten sparen sich das. Sie verbinden Dich kalt mit

der Warteschleife, wohl wissend, dass es aus dieser kein Entrinnen gibt. Wer sich nicht als photogen empfindet, muss leiden. Zwölf Passfotos gehören bei jedem Kontakt mit französischen Schreibstuben ins Survival-Pack. Dazu eine internationale Geburtsurkunde, eine aktuelle Stromrechnung, Wasser und Nahrung für einen Tag und, für den Notfall, zwei Röhrchen Valium.

Erasmus

Die angebotenen Sprachkurse sollten Erasmusstudenten nur besuchen, wenn sie andere Sprachen als französisch lernen möchten. Zum Umfang der sagenumwobenen Erasmus-Zuwendung ist zu sagen: Ja, sie existiert wirklich, aber die etwa 200 Mark monatlich decken lediglich die Überziehungszinsen der ersten drei Monate in Paris.

Besuch aus Deutschland

Wohnung in Laufweite des Gare du Nord suchen. Lade grundsätzlich nur Freunde ein, die das erste Mal in Paris oder bereits angefixt sind. Wer den Eiffelturm, den Louvre und die Champs Élysees bereits kennt, lässt sich schwerlich hinter dem Ofen hervorlocken. Und der Platz hinter dem Ofen nimmt etwa 25 Prozent Deiner Wohnung ein. Um sich vor ungebetenem Besuch zu schützen, sollte man sich von seinem Immobilienmakler mehrere Kopien des Grundrisses der Wohnung holen. Rein in den Umschlag, Adresse und Marianne drauf, den Absender nicht vergessen und ab in den Postkasten. Das reicht eigentlich aus.

Arbeitskampf

Verhaltensweisen: morgens Radio hören. Den halbstündigen Staumeldungen folgen die Streikmeldungen. Solltest Du im morgendlichen Radiokauderwelsch die Redewendung „mouvement social" aufschnappen, ist Deine Tagesplanung hinfällig. Entgegen der sich aufdrängenden Assoziation bedeutet soziale Bewegung, dass sich nichts mehr bewegt. Außer Dir. Und all den anderen Parisern. Eine andere Möglichkeit besteht darin, sich eine Wohnung in Laufweite der Universität zu besorgen. Damit verschiebt sich der Problembereich allerdings nur (siehe auch: Besuch aus Deutschland).

Studieren in Paris

In aller Regel erledigt sich die Frage, an welcher Uni Du studieren möchtest, bereits bei der Abgabe Deiner Bewerbung für ein Stipendium. Das wird Dich nicht davon abhalten, Dich an anderen Unis umzutun, denn zufrieden wirst Du mit Deiner Uni unter Garantie nicht sein. Die sagenumwobene Sorbonne (Paris IV) bietet für die klassischen Geisteswissenschaften einen hochqualifizierten, wenn auch sklerosen Lehrkörper. Ein Verhältnis zwischen Studenten und Professoren existiert nicht. Kulturwissenschaftlich geht es an der Sorbonne Nouvelle (Paris III) wie bei einer 68er-Gründung zu. Interessant für Romanisten und Kulturwissenschaftler ist hier das Institut d'Allemand in Asnières, in dem ein deutsch-französischer Studienzyklus, die Licence/ Maîtrise Franco-Allemande, angeboten wird. Paris VIII in St. Denis ist ebenfalls geisteswissenschaftlich ausgelegt

Foto: raa

und hat gute literaturwissenschaftliche Seminare, wird Dich aber wegen der menschenfeindlichen Umgebung irgendwann in den Suff und damit in den Ruin treiben. Bleibt noch Nanterres, eine Art Pariser FU, die besser ist, als ihr Ruf. Willst Du etwas für Deinen Lebenslauf tun oder befindest Du Dich bereits auf der Zielgeraden Deines Studiums, empfiehlt es sich, mit einem wissenschaftlichen Projekt an der École des Hauts Etudes en Sciences Sociales (EHESS) vorstellig zu werden. Studierst Du Politik und willst Dich für immer von den Sorgen der Arbeitssuche befreien, dann gehe zur SciencePo, einer Karriereschmiede für Politologiestudenten!

Archive

Der Zentralismus hat gewiss seine Nachteile. Flächendeckende Inkompetenz zum Beispiel. Eines aber muss man dem Zentralismus lassen. Alle wichtigen wissenschaftlichen Archive, alle guten Bibliotheken kannst Du bequem mit der Metro erreichen. Nur rein kommst Du nicht. Als Student wird Deine wissenschaftliche Ernsthaftigkeit bis zur Abschlussarbeit von den Torhütern der französischen Bildung aufs Schärfste geleugnet. Überhaupt gleichen viele Horte des hohen Wissens eher Tempeln. Das erklärt sich aus der Tatsache, dass die französischen Staatspräsidenten wie ihre Vorbilder, die absolutistischen Könige, Denkmäler für die Nachwelt schaffen wollen. Mitterands Denkmal ist die gleichnamige neue Nationalbibliothek. Da er sie noch zu Lebzeiten einweihen wollte, wurde der Bau stark forciert. Nun befindet sich die Bibliothèque National fast ständig in irgendwelchen Havariesituationen, was mit dem undichten Dach beginnt, sich über Systemabstürze der Kataloge fortsetzt und mit überfluteten Kellern endet. So schaffte es Mitterand posthum, Benjamins Vision von den durchströmten Bibliothekssälen Wirklichkeit werden zu lassen.

bj, raa

Fotos: maat

Njuhs

Lange Nacht der Wissenschaft

Nach dem Vorbild der überaus erfolgreichen „Langen Nacht der Museen" wird es in der Nacht vom 15. zum 16. September in Berlin erstmalig eine „Lange Nacht der Wissenschaft" geben. Hochschulen und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen der Stadt sollen den nächtlichen Besuchern nahe bringen, was hinter sonst verschlossenen Forschungstüren abläuft. Organisiert wird die Nacht, die im Rahmen des „Wissenschaftssommers Berlin" stattfindet, von der „Wissenschaft im Dialog GmbH" (wid), einer gemeinnützigen, bundesweiten Initiative zur Verständigung von Wissenschaft und Gesellschaft, die unter anderem den Wissenschaftsstandort Berlin besser vermarkten soll. Bis Ende April will ein Kuratorium unter Vorsitz des HU-Präsidenten Jürgen Mlynek für die Nacht Forschungsprojekte sichten, die sich einerseits dem Rahmenthema „Lebenswissenschaften" widmen, andererseits in der Art ihrer Präsentation „neue Wege zeigen, die Sinn und Zweck der Arbeit dem interessierten Laien transparent und verständlich machen".
Das vollständige Programm der Nacht gibt es ab Mitte Mai unter:
www.wissenschaft-im-dialog.de

30.000 Briefe von 2.000 Korrespondenten

30.000 Briefe, 2.000 Briefeschreiber, 10 Jahre Arbeit – das sind die Eckdaten der aktuellen voluminösen Werkedition deutscher Literaturwissenschaft. Diesmal geht es um die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, die ein Leben lang unzertrennlich an der deutschen Sprache und ihrer Kultur geforscht haben und dabei entsprechend viele Briefe schrieben. Nach jahrelanger Wühlarbeit ist jetzt der erste Band der „vielbändigen kritischen Gesamtausgabe" des Briefwechsels der Grimmbrüder erschienen. Herausgegeben wurde der Band zum Stückpreis von 98 Mark von dem Wuppertaler Germanisten Heinz Rölleke, koordiniert hat diese Forschungsarbeit die „Arbeitsstelle Grimm-Briefwechsel" an der Humboldt-Universität, die mit der Grimm-Bibliothek als Zentrum der Grimm-Forschung gilt. Wer sich den Band nicht kaufen will (und kann), kann im Internet nachlesen, warum Wilhelm seinen Bruder Jacob „mein lieber Schatz" nannte. Informationen unter:
www.grimmnetz.de

Geschichte der Politologie

Pünktlich zu den Kürzungen am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität ist jetzt die erste umfassende Darstellung über die Politologie in Deutschland erschienen. Der Bochumer Politologe Wilhelm Bleek belegt mit seiner Studie, welche Konturen und Konjunkturen die Politikwissenschaft seit ihrem Entstehen im Mittelalter kennzeichnen. Bleek spart nicht die Instrumentalisierung des Faches im Nationalsozialismus und in der DDR aus und beschreibt den mühsamen, aber letztlich erfolgreichen Wiederaufbau des Faches nach 1945 in Westdeutschland. Sein Handbuch dient all denen, die auf der Suche nach dem Sinn der Politologie sind, und es sollte jenen zur Lektüre empfohlen werden, die über die Entbehrlichkeit eines Faches nachdenken, ohne das die Entstehung des ersten deutschen Nationalstaates kaum denkbar gewesen wäre.
Bleek, Wilhelm: „Geschichte der Politikwissenschaft in Deutschland", München 2001 (C.H. Beck), 78,50 Mark.

Ökologen sind lieb

Ein „positives Wir-Gefühl" und ein sensibles „Müllverhalten" beeinflussen nachhaltig das Konsumverhalten der Bewohner eines Wohngebietes. Zu diesem überraschenden Ergebnis kommt ein Forschungsprojekt an der Technischen Universität. Psychologen, Architekten und Ökonomen haben zwei Jahre lang zwölf Berliner und zwei niederländische Wohnquartiere untersucht, das Müll- und Konsumverhalten der Bewohner erfasst und den Umgang der Einwohner beobachtet. Nur wenn die Interessenlagen der Bewohner eines Viertels übereinstimmen, die soziale Lage eines Quartiers einigermaßen hoch ist und die Nachbarn aufgrund einer großzügigen Architektur großzügig miteinander umgehen können, sei ein funktionierendes Nachbarschaftsverhältnis möglich. Ebenso wichtig sei auch das Müllverhalten. Nur wer ökologisch seinen Müll entsorgt, könne ein guter Nachbar sein, urteilen die TU-Wissenschaftler. Mit diesem beeindruckenden Plädoyer für kleinbürgerliche Wohnzellen wollen die Wissenschaftler Handlungsempfehlungen für Kommunen erarbeiten. Infos unter:
www.wohnach.tu-berlin.de

Online-Studenten quatschen zuviel

Die Bertelsmann-Stiftung und die Heinz Nixdorf Stiftung haben mit einer Befragung von rund 5.000 Offline- und 350 Online-Studenten herausgefunden, dass letztere viel häufiger ihren Professor kontaktieren als erstere und noch viel häufiger als die Internet-Muffel mit ihren Kommilitonen über das Studium reden. Beide Stiftungen haben gerade das Projekt „virtus" (virtuelle Studienumgebung) entwickelt, mit dem Studenten eine virtuelle Alternative zum Studium an der Hochschule geboten werden soll. Gegenwärtig wird das Projekt an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Köln getestet. Informationen unter: www.virtus.uni-koeln.de

fl, jot

P. Schober
akadem. Buchhandlung
Gegründet 1897

Physik • Chemie • Biologie • Landwirtschaft • Geographie • Zoologie • englischsprachige Originalliteratur

Inh.: Michael Motikat
Chausseestraße 123
10115 Berlin-Mitte

Telefon/Fax: 030/282 38 73
http://www.buchkatalog.de
eMail: buchhandlungschober@freenet.de

Onomastische Friedhofspfleger

Jürgen Udolph erklärt, warum man heißt, wie man heißt

Onomastik, die Wissenschaft von den Eigennamen, gehört zu den eher kleinen Wissenschaftsdisziplinen und ohne Leute wie Jürgen Udolph würde keiner wissen wollen, dass Namenforschung als Wissenschaft betrieben werden kann. Udolph ist seit Oktober letzten Jahres Inhaber des einzigen onomastischen, also namenerforschenden Lehrstuhls in Deutschland und hat vorher viel Wirbel um sein Orchideenfach gemacht. Heute nehmen zumindest mehr Menschen als nur die kleine „Gesellschaft für Namenskunde" Anteil an der Wissenschaft von den Namen.

Ob als gefragter Interviewpartner verschiedener Zeitungen oder als ständiger Studiogast des „Radio Eins"- Programms, der anrufenden Zuhörern die Bedeutung und Herkunft ihrer Namen erklärt – mit seinem Wissen und den daraus folgenden Aha-Erlebnissen für die Hörer, die plötzlich in der scheinbar willkürlichen Buchstabenkette ihrer Nachnamen einen Sinn fanden, gelang es Udolph, ein breites Publikum für ein bislang kaum bekanntes Fachgebiet der Sprachwissenschaft zu interessieren. Doch das bloße Auflösen schier unendlicher Namensrätsel ist nicht das eigentliche Ziel des studierten Slawisten, der an der Universität Leipzig knapp 80 Studenten im Magister-Nebenfach Namenforschung unterrichtet.

Knallharte Wissenschaft

„Namenforschung ist knallharte wissenschaftliche Arbeit", sagt Udolph. Die Betonung liegt auf „knallhart", damit niemand auf die Idee kommt, hier wäre ein Hobbyforscher zu professoralen Ehren gekommen. Allein die Tatsache, dass die ersten Belege germanischer Namen bereits bei römischen und griechischen Autoren zu finden sind, belegt den immensen Zeitumfang des zu erforschenden Gebietes für den deutschsprachigen Raum, hinzu kommt eine kaum geahnte Komplexität. Denn es geht nicht nur darum, dass Herr Schumann heute wissen kann, womit seine Vorfahren einmal ihr Geld verdient haben, ein Elmar stolz auf seine Bedeutung als „berühmtes Schwert" oder die Beate die „Glückliche", aber Brunhild die „Kämpferin mit dem Brustpanzer" ist. Hinter Namen verbergen sich Geschichten, die oft vielmehr verraten als die bloße Bedeutung eines Wortes. Die 700.000 Deutschen mit dem Nachnamen Müller heißen nicht alle so, weil ihre Vorfahren in der Mühle standen. Die eigentlichen „Ur-Müller" heißen heute Kirner oder Kürner, weil zuerst nämlich die Tretmühle, die „quirne", zum Nachnamen der Müller führte. Und die gebildeten Müller nannten sich bald Mylius oder Molitor, weil es besser klingt. Andere hängten ihren Ort an den ordinären Namen; Herr Müller-Lüdenscheid ist so einer gewesen. Die Erforschung von Namen, sagt der Freiburger Namenforscher Konrad Kunze, hat sprach-, siedlungs-, kultur- und mentalitätsgeschichtliche Aspekte, die letztlich den Kern der Onomastik bilden und das Fach zu einer begehrten Hilfswissenschaft beispielsweise für die Historiker machten. Wenn Historiker fragen: „Wo begannen die Germanen mit der Besiedlung?", „Wer hat überhaupt wann, wo und wie gesiedelt?", dann kommen sie an den Namenforschern nicht vorbei. Die sind selbstbewusst genug, mit ihren Forschungen ganz eigene Thesen aufzustellen. Udolph hat mit seinem 1994 veröffentlichten Werk „Namenkundliche Studien zum Germanenproblem" einige Historiker mehr als nur auf die Palme gebracht. Die Germanen, so Udolphs umstrittene These, kamen nicht, wie mehrheitlich behauptet, aus dem Norden Europas, sondern verbreiteten sich vielmehr vom Harz aus. Nur hier finde man die „Friedhöfe der Wörter", wie Udolph gern die alten Namen nennt. Sprich: die Ortsnamen der Harz-Region sind nach Meinung Udolphs deutlicher Beleg dafür, dass sich hier die Heimat des Indoeuropäischen befunden habe, aus dem sich später das Germanische herausgebildet hat.

Namen sind primitiv und unbestechlich

Dass Udolph heute mit dem Lehrstuhl in Leipzig seine wissenschaftliche Laufbahn krönen kann, freut den 57-jährigen außerordentlich. Denn Namenforschung hat in Leipzig seit Kriegsende Tradition. Hier gibt es ein schier unerschöpfliches Namens-Archiv, das jetzt unter Udolphs Leitung zum größten seiner Art in Deutschland ausgebaut werden soll. Außerdem will er die Geschichte Sachsen-Anhalts mit Hilfe der Ortsnamen neu schreiben. Hier gibt es viele Städte mit „Leben" im Namen. Später tauchen diese Ortsnamen, so Udolph, in Dänemark und Schweden wieder auf.

Die Namen werden seine Liebe bleiben: „Namen kann man immer erklären, sie habe alle etwas bedeutet und sie sind in ihrer Herkunft unbestechlich. Außerdem sind alte Namen oft ganz einfach, regelrecht primitiv." Berlin beispielsweise heiße schlicht „Sumpfort". Auf „Radio Eins" konnte man oft einen glücklichen Udolph hören, der sich bei seinen Zuhörern für deren Namen bedankte: „Sie haben einen interessanten Namen, wirklich! Den muss ich mir merken." Und was heißt „Udolph"? „Ud" kommt von „Od", was den Besitz eines Kleinods anzeigt und „olph" ist der Wolf oder ein böses, jagendes Tier. Ein jagendes Tier mit einem Kleinod, welch schöner Name für einen Namenforscher aus Passion!

Renee Zimmerling

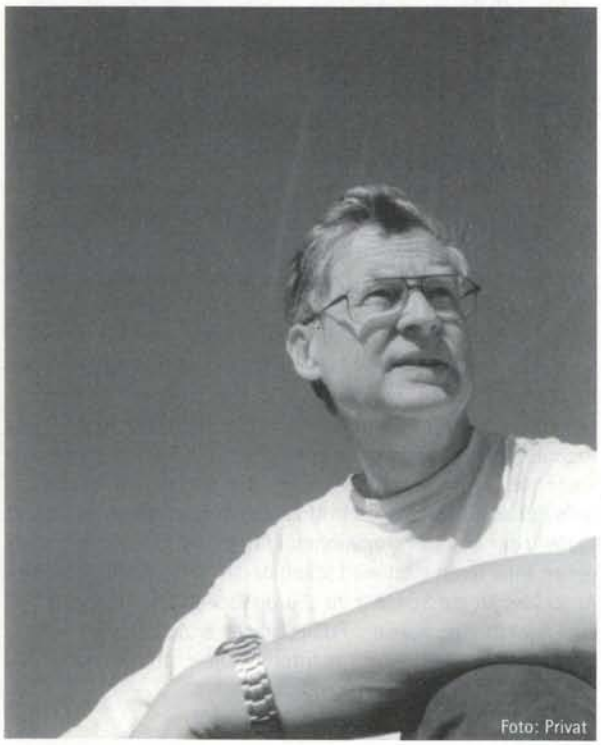


Foto: Privat

Jürgen Udolph werktags auf Radio Eins (FM 95,8) gegen 12.00 Uhr

schwarz auf weiß

E. François und Hagen Schulze (Hg.)
Deutsche Erinnerungsorte 1
München 2001
68 Mark

Mammutprojekt: FU sucht Erinnerungsorte – und findet sie doppelt

Im Jahre 1984 erschien der erste Band der „Lieux de mémoire" des französischen Historikers Pierre Nora. Inzwischen sind es sieben. Unermüdlich suchte und sammelte Nora die „Erinnerungsorte" Frankreichs, fand Nationalistisches, Erhabenes, Alltägliches, von der Trikolore bis zum Baguette. Ihn interessierten die Fixpunkte, an denen sich das institutionalisierte Gedenken ebenso wie die Erinnerung der einzelnen Mitglieder einer Gesellschaft festmacht. Da keine einheitliche Erinnerung besteht (und in einer modernen Gesellschaft auch gar nicht bestehen kann), braucht die Gemeinschaft Orte, an denen sie das gewünschte Erinnern festmachen kann: Erinnerungsorte als „Gedächtnisprothesen". In der momentanen Konjunktur von „Gedächtnisgeschichte" beeinflussten Noras Bände auch Historiker in Deutschland und anderen Ländern Europas. In Berlin haben die Professoren Etienne François und Hagen Schulze 1995 an der FU mit dem Projekt „Deutsche Erinnerungsorte" begonnen. Ein Mammutunternehmen: Renommierte Autorinnen und Autoren schreiben an drei Bänden mit über 100 Beiträgen in 18 Kapiteln wie „Reich", „Volk", „Disziplin", „Freiheit" oder „Gemüt". Der erste ist soeben erschienen und wurde auf der Leipziger Buchmesse vorgestellt, die anderen folgen im Herbst. Vom Führerbunker über „68" und „Wir sind das Volk" bis zur D-Mark ist alles vertreten, was als Erinnerungsort taugen könnte. Große Überraschungen, ungewöhnliche, umstrittene oder vergessene Erinnerungsorte bleiben bei dieser Auswahl jedoch aus.
Doch dafür gibt es einen Ableger: Wem das große Erinnern nicht reicht, kann zum Band „Steinbruch Deutsche Erinnerungsorte" greifen, in dem Studenten und Doktoranden Schulzes die etwas abwegigeren Bereiche bedienen: Maria Sibylle Merian und Rosa Luxemburg stehen hier, Karl May mit Pierre Brice und Alt-Heidelberg. Teilweise sind die Beiträge von schwankender Qualität, garantieren aber interessante Diskussionen darüber, was – und warum gerade das? – einen Erinnerungsort ausmacht. Im Einleitungsaufsatz von Constanze Carcenac-Lecomte findet man auch die Entstehungsgeschichte des „großen Projekts" aus Noras Arbeiten direkter und kürzer erklärt als in diesem selbst. Demnächst stehen – hoffentlich alle – Bände in den Bibliotheken, und dann kann jeder für sich über Sinn oder Unsinn dieses Mammutprojekts entscheiden. Denn: Ist die Sammlung (beziehungsweise Konstruktion) solcher nationalen, vorgeblich Gemeinschaft stiftenden Orte nicht etwas Archaisches, einem zusammenwachsenden Europa Entgegenstehendes? Andererseits könnten die nationalen Bestandsaufnahmen als Zwischenschritt zu einem noch größeren Projekt taugen: der gesamteuropäischen Erinnerung, falls es sie jemals geben wird. Gearbeitet wird schon daran: Letztes Jahr wurde im Anschluss an ein Seminar zu „Europäischen Erinnerungsorten" ein Projekttutorium an der FU ins Leben gerufen. Dessen Diskussionen und Ergebnisse sind im Internet unter http://userpage.fu-berlin.de/~wigbold/lieux/ abrufbar.

jps

Carcenac-Lecomte u.a. (Hg.): Steinbruch Deutsche Erinnerungsorte. Annäherung an eine deutsche Gedächtnisgeschichte. Frankfurt 2000
58 Mark

Wolfgang Benz
„Geschichte des Dritten Reiches"
288 Seiten mit zahlreichen Abbildungen
München 2000
44 Mark

Geschichte des Dritten Reiches

Weit mehr als 50.000 Bücher und wissenschaftliche Aufsätze sind seit 1945 zu den zwölf Jahren der Naziherrschaft erschienen. Doch mit der Flut an Informationen steigt nicht unbedingt das Verstehen einer Epoche der Gewaltherrschaft, die von der Mehrzahl der Deutschen nicht nur toleriert, sondern auch mitgetragen wurde. Eine Kontroverse, die in jüngster Zeit für Schlagzeilen sorgte, hatte der amerikanische Historiker Daniel Jonah Goldhagen ausgelöst. In seinem Werk: „Hitlers willige Vollstrecker" vertritt er die These, dass der Holocaust erst mit Hilfe der „ganz gewöhnlichen Deutschen" machbar und durchführbar wurde. Goldhagen entlarvt die Opfer als Täter, die sich an der Judenverfolgung passiv oder aktiv beteiligten. Ein Thema, dass die Nation bewegte und einmal mehr in zwei Lager spaltete. Es besteht also noch Diskussionsbedarf. Und der dürfte steigen, angesichts solch brisanter Themen wie der schleppenden Entschädigung für Zwangsarbeiter auf der einen Seite und dem steigenden Rechtsradikalismus auf der anderen. In diesen Zusammenhang stellt Wolfgang Benz, Historiker und Leiter des „Zentrums für Antisemitismusforschung" an der TU-Berlin sein neuestes Werk: „Geschichte des Dritten Reiches". Der Autor wendet sich an Leser, „die knapp, aber zuverlässig informiert sein, die Erkenntnisse der historischen Wissenschaft für das eigene Urteil nutzen, aber den Aufwand der Gelehrsamkeit nicht nachvollziehen wollen", heißt es im Vorwort. Und genau dieses Ziel hat der Historiker mit seiner Darstellung erreicht.
Akribisch beschreibt Benz den Aufstieg der „Deutschen Arbeiterpartei", die am 5. Januar 1919 von dem Werkzeugschlosser Anton Drexler und dem Journalisten Karl Harrer gegründet wurde und seit Februar 1920 den Namen „Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei" führte. Der Gefreite Adolf Hitler war seit dem Spätsommer 1919 ihr Werbeobmann und wurde im Juli 1921 in einer außerordentlichen Mitgliederversammlung zum unumschränkten Vorsitzenden gewählt. Die weitere Entwicklung der Partei, und die politischen Tagesereignisse werden in einen gesellschaftlichen Kontext gestellt und nie losgelöst von der wirtschaftlichen Entwicklung betrachtet. Chronologisch werden die zwölf Jahre nationalsozialistischer Schreckensherrschaft aufgerollt – von der „nationalen Revolution" über die „Krise und Durchsetzung der Macht" bis hin zum „Totalen Krieg" und dem Mord an der jüdischen Bevölkerung. Der Text enthält keine Anmerkungen und Quellenbelege. Über weiterführende und vertiefende Literatur und neueste Studien informieren die Hinweise am Ende des Bandes. Ein wesentliches Element der Darstellung sind die Bilder. Die Illustrationen, darunter viel Propagandamaterial aus der NS-Zeit, sollen den Text nicht erläutern, sondern vielmehr eigene Informationen über das Dritte Reich vermitteln. Das Buch von Wolfgang Benz erhebt sicherlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit, es ist aber ein solides Nachschlagewerk auf dem heutigen Forschungsstand.

ix

Wer braucht eigentlich...

... das Institut für Transakustische Forschung

Ist die Schwerkraft durch Musik aufhebbar? Wie klingt Gemüse? Oder Hunderte alte Flügel? Am Anfang standen Fragen über Fragen – unbeantwortet. Die Fragen, der Forschungsgegenstand des Instituts, die Transakustik war schon immer da – nur hat sich niemand dafür interessiert. Es gab keine Wissenschaft, welche sich mit solchen Fragen beschäftigt hätte, und sie ging auch niemandem ab. Doch im Jahr 1998 haben sich Menschen aus den unterschiedlichsten Berufen und Lebenswelten (Physik, Musik, Tanz, Elektrotechnik, Medizin, Psychologie, Dichtung, Theater, etc.) zusammengetan und in Wien das Institut für transakustische Forschung aus der Taufe gehoben.

Und das macht laut Eigendefinition folgendes: „Das iftaf ist eine Plattform für gehörbildende Kunst/Wissenschaft und auditive Phänomenologie. Es untersucht die Grenzen zwischen Akustik und ihren Tangentialgebieten: Wissenschaft und Kunst, Alltag und Forschung, Klang und Geräusch, Ton und Licht, akustischen und anderen Perzeptionsmöglichkeiten." Das iftaf setzt sich selbst also bewusst zwischen alle Stühle und hat seit seinem Bestehen mit einem großen Problem zu kämpfen: „Das transakustische Paradoxon besteht darin, dass sich die Transakustik per se der Definition entzieht und etwas darstellt, das möglicherweise gar nicht ist." Etwas, das von sich aus verschwommen zwischen den (vermeintlich) klar umkreisten Wissenschafts- und Kunstgebieten liegt, lässt sich nicht auf einen Punkt bringen. Desto wichtiger ist der Enthusiasmus und der Einfallsreichtum, mit dem der Materie zu Leibe gerückt wird. So haben die verschiedenen Forschungsgebiete des iftaf illustre Blüten getrieben. Das „Erste Wiener Gemüseorchester" beispielsweise ist aus dem Bereich „vegetabile Klangforschung" entstanden. Gespielt wird ausschließlich auf Gemüse. Damit soll der Grenzbereich zwischen Musik und Geräuschen im Kochalltag ausgelotet werden. Gemüse muss nicht mehr zur ausschließlichen „Befriedigung des Fresstriebes" herhalten.

Ständige Grenzüberschreitungen gehören zum Programm des iftaf. Schließlich soll der „Hörwinkel", eine der wichtigsten Größen in der Terminologie der Transakustik, beharrlich erweitert werden. Analog zum „Blickwinkel", der individuellen „Perspektive", soll die Subjektivität des Hörens gezeigt werden.

Um die Transakustik einer möglichst breiten Öffentlichkeit nahe zu bringen, werden monatliche Hearings mit sprechenden Namen wie „Mundmusik" oder „Magendampf" veranstaltet. Dass das Publikum dabei durchaus aktiv teilnehmen soll, beweist das Hearing „Flügelfriedhof": In einer Halle, in der mehrere hundert Klaviere auf ihre endgültige Beseitigung warteten, wurde vom iftaf eine Trauerfeier für die ausrangierten Tasteninstrumente abgehalten. PianistInnen wareneingeladen, Trauerlieder zu spielen, um den Flügeln und ihrem Friedhof die letzte Ehre zu erweisen.

In öffentlichen Aktionen bezieht das iftaf auch Stellung zur österreichischen Regierung. Dies ist beispielsweise geschehen am 18. März diesen Jahres. Im Rahmen der Aktion „Soundpolitisierung – Mit Transistorradios und Ghettoblaster gegen Blau-Schwarz", die zusammen mit anderen Organisationen auf die Beine gestellt wurde, war die Wiener Bevölkerung aufgefordert, mitsamt ihren Radios zum Heldenplatz (bei der Hofburg – Kanzlersitz) zu kommen, um dort mit Musik des freien Radios Orange ihren Unmut über die Regierung auszudrücken.

Alles Banane

Die eigenen Strukturen des iftaf spiegeln die politische Einstellung wieder. Hierarchische Strukturen werden abgelehnt, die einzelnen Abteilungen stehen gleichwertig nebeneinander. Das iftaf ist nicht universitär organisiert, sondern ist nach dem Vorbild eines offenen Netzwerks aufgebaut – Menschen aus unterschiedlichsten Berufen arbeiten interdisziplinär an der Ausformulierung der Transakustik.

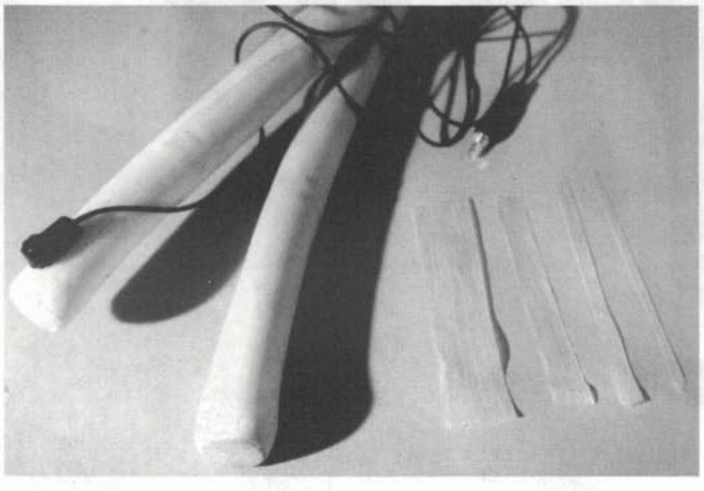
Wie die „exakten" Wissenschaften bedient sich auch das iftaf des Experiments. „Da wir nicht den unerfüllbaren Anspruch nach Objektivierbarkeit verfolgen, sind auch ‚zweifelhafte' Methoden erlaubt", gibt sich das iftaf pragmatisch. In der Abteilung „Kleptoakustik" werden konsequent die als „veraltet" betrachteten Bestimmungen des Urheberrechts, die eine freie Verwendung fremder Klänge verbieten, ignoriert. So ist aus Aufnahmen von Stücken Anton Bruckners durch freies Collagieren das Werk „Anton" entstanden.

Hier wird Wissenschaft mit Mitteln der Kunst betrieben – und umgekehrt. Dennoch schlagen manche Experimente fehl – wie jenes zur Aufhebung der Schwerkraft durch Musik. „Aber auch gescheiterte Experimente können einen hohen transakustischen Wert haben", meint das iftaf.

mh

Iftaf im Netz: www.iftaf.org

Zahlreiche Hearings sind auf CD unter dem eigenen Label „iftaf.rec" erschienen.



Fotos: www

Das Leben ist zu kurz für langweilige Musik

Fritz ist ein Gemeinschaftsprogramm von ORB und SFB.

Njuhs

Berliner Bäderkultur

In diesem Sommer werden viele Studenten, die sich sonst im Freibad vom Ferienjob oder der Hausarbeit erholten, auf dem Trockenen sitzen. Schuld daran ist, dass viele Bäder diesen Sommer erst gar nicht geöffnet werden, denn die Berliner Bäder-Betriebe stehen kurz vor dem finanziellen Aus. Vom Land Berlin kontinuierlich unterfinanziert, würde das Unternehmen ohne die Sparmaßnahmen im Sommer Konkurs anmelden müssen. Hilflos müssen sich die Besucher den drastisch eingeschränkten Öffnungszeiten anpassen, die Schließung vieler Bäder und die daraus folgende Überfüllung der anderen hinnehmen. Doch was ist die Alternative? Bei Erhöhung der Eintrittspreise wäre eine Gleichberechtigung aller sozialen Schichten hinsichtlich der Bäderbenutzung nicht mehr gewährleistet. Wenn sich also ein Betrieb, der im Sinne der Öffentlichkeit agiert, nicht selbst trägt, müsste eigentlich das Land Berlin einspringen und finanzielle Hilfe leisten. Doch die Kassen sind leer. Warum, wird hoffentlich gerade herausgefunden.

Frische Filme...

...der unabhängigen Art gibt es vom 26. April bis zum 2. Mai 2001 wahlweise im Acud, fsk oder Central zu sehen. Britische Filme, die in Deutschland noch keinen Verleih haben, also „the hottest stuff from the UK", bekommt ihr zu normalen Kinopreisen zu sehen. Besonders ans Herz gelegt sei Euch der Film „The Low Down" mit Cutie Aidan Gillen, der in England schon wahre Begeisterungsstürme auslöste. Im Gegensatz zur Berlinale baut das Festival schon aus finanziellen Gründen nicht auf das Einfliegen der „Stars", sondern auf Filme. Wer trotzdem seine Glamoursucht befriedigen möchte, stelle sich doch bitte zur Verleihung des deutschen Filmpreises vor die Staatsoper...
„Britspotting" geht unter der Koordination von Lehramtsstudent Carsten Mellwig mittlerweile in sein zweites Jahr und wird immer größer. Das Festival hat eine eigene Website, arbeitet eng mit der Britischen Botschaft bzw. dem British Council zusammen und wird im Mai auch in Hamburg stattfinden. Zur diesjährigen Eröffnungsparty wird Newcomer Maximilian Hecker gewohnt verschroben aufspielen. Danach gibt es ein Buffet, Freibier und gute englische Popmusik.

Frischmilchfernsehen

Hinter der Webadresse www.freshmilk.tv verbirgt sich kein Bestellservice für weiße Getränke, sondern hippes Berliner Internetfernsehen. Hier kann man hinter die Kulissen der glitzernden Großstadtbühne kucken und sehen, was dahinter ist: Nichts. Es gibt ein Filmmagazin, Sextipps von Dr. Dot und das eher berüchtigte als berühmte Prada & Meinhoff-Duo. Jaja, ganz recht nach der Terroristin und der Modemarke. Warum? Ist doch egal. Die zwei herzallerliebst anzuschauenden Girlies sind die Mitte-Version von Jeanie & Jeanie auf FAB und haben dementsprechend auch mehr zu sagen als vorgeschriebene Promotionsprüche für Kinofilme. Dem Sendekonzept folgend sind sie für uns mit ihrer Digi- oder was auch immer -Cam im Berliner Nachtleben unterwegs, nerven Promis auf Premierenparties und versuchen, rauszufinden, was HipHopper so alles in ihrer Tasche tragen. Lustig anzuschauen, das. Allgemein wirkt das Ganze dennoch recht unmotiviert und wie der clevere Einfall zweier Damen dank Begleitkamera und investigativem Anspruch Akkreditierungen für coole Parties abzugreifen. Sei's drum. Absolut hitverdächtig ist ihr Interview mit Ariane Sommer. Darin erzählt diese erschreckend unironisch von ihrer Schauspiellaufbahn bei „GZSZ" und ihrem neuen Fernsehformat. Außerdem treffen wir Jana Pallaske wieder, die dem Maskottchen von Kitty-Yo Turbit Marzahn zeigt.

dk

Weggehen

Sonntagsbrunch in Berlin

Der Rettungsanker der „MS Völkerfreundschaft"

Am Sonntagmorgen gähnende Leere im Kühlschrank und der Geldautomat rückt gerade noch den letzten grünen Schein heraus? Die „MS Völkerfreundschaft" in der Schönhauser Allee 20 ist der Rettungsanker! Von 10:00 bis 16:00 Uhr bietet die kleine Kneipe im baltischen Ambiente für gerade mal 5 Mark das typische Berliner Frühstücksbüffet im Miniformat an. Überraschenderweise ist das Lokal nicht überfüllt wie „November" & Co. am Kollwitzplatz. So lässt sich die besonders verschlafene Atmosphäre des Berliner Sonntags mal wieder verspüren.

Frühstücken im Fischladen

Wer filetierte Melonen, Lachs, getrocknete Tomaten und Körnerbrötchen nicht missen möchte, soll weiterhin in sein zwanzig-Mark-Brunch-Stammlokal gehen.
Im Fischladen (Rigaer Straße 83) gibt es jedoch kein Allerorts-Sonntags-Brunch. Die Atmosphäre ist entspannt und wer will, kann nach dem ausgiebigen Frühstück einen kräftigen Furz lassen, ohne mit bösen Blicken gestraft zu werden. Wer keinen Furz lassen möchte, sollte den anderen diese Möglichkeit einräumen, ohne brüskiert zu sein. Neben der Toleranz für die verschiedenen Essgewohneheiten ist Geduld eine Kardinaltugend. Es klappt vielleicht nicht jede Bestellung beim ersten Anlauf, doch die Preise sprechen für sich und entschädigen für alle Verzögerungen. Den Kaffee gibt es schon für eine Mark fünfzig und Orangensaft für zwei Mark. Das Interieur hat klassischen Krähenfuß-Stil, ist also zweckmäßig und frei von üblichen Friedrichshainer Einrichtungen beim Allerorts-Sonntags-Brunch. Noch Platz frei hinter den Ohren? Aufschreiben, merken und ausprobieren!

nw, trp

Foto: maat

Engel des Universums

Verrücktheit tut nicht weh. Man merkt sie kaum. Langsam schleicht sie sich in ein Leben und verschiebt dessen Koordinaten für immer. Von jetzt an folgt der Mensch Gesetzen, die er nicht gemacht hat, Eingebungen und Affekten. Seine Umwelt kann nur hilflos zusehen und ist der Veränderung ebenso ausgeliefert wie der Betroffene selbst. „Wir sind doch alle Engel, Engel des Universums." Dieser Satz klingt banal, vielleicht etwas kitschig. Er schließt alle Menschen ein. Auch die, die anders sind. Abgerutscht. In die Schizophrenie zum Beispiel. Wie Paul. Er, der schon immer anders war: Maler und Schlagzeuger. Ein Künstler, der noch bei seinen Eltern lebt und ein Mädchen liebt. Zu sehr liebt. Und alleingelassen wird. Der nicht begreifen will, was ihm da geschieht und nicht mehr essen will oder schlafen. In diesem Moment legt sich der Schalter um, der normal von unnormal, gesund von krank trennt. Paul will kämpfen und rennt doch nur gegen Wände. Als seine unbändige Kraft in Aggression umschlägt, wird er in die Anstalt eingewiesen. Das heißt, er wird durch Medikamente ruhiggestellt und zu den anderen Verrückten gesperrt. Die Dialoge in der Klapse (isländisch: kleppi) entbehren sicher nicht einer gewissen Komik. Gleichzeitig wird einem jedoch die bedrückende Ausweglosigkeit der Situation bewusst, denn es gibt keine Heilung für Paul. Er darf zwar ab und zu nach Hause, um seine Eltern zu besuchen. Doch dann fürchtet man die ganze Zeit den nächsten Ausbruch. Nähe entsteht durch das Mitleid der Eltern, das ihn aber nicht erreicht. Von seinen Freunden „draußen" ist ihm nur einer geblieben: Rögnvald, der ihn lässt wie er ist, ihn mit ans Meer nimmt und sagt: „Die Klapse ist überall. Nur dass man sie nicht sieht."

Paul wird entlassen, als es keinen Grund mehr gibt, ihn weiter in der Anstalt zu behalten. Er arbeitet in einer Fabrik, die Drahtzäune herstellt. Welch gelungenes Gleichnis, denn mit jedem Tag wird der Zaun, der ihn von den anderen trennt, höher und eine Rückkehr zur Normalität unmöglicher. Seine Wohnung ist eigentlich nur ein Fenster zum Rausspringen inmitten einer Betonwüste...

„Engel des Universums" ist ein isländischer Film des Regisseurs Fridrik Thor Fridriksson nach dem gleichnamigen Roman von Einar Mar Gudmundsson, der die Geschichte seines Bruders aufgeschrieben hat. Dieser lebte jahrelang in Kleppur, der bekanntesten Nervenheilanstalt Islands. Die Filmmusik stammt von „Sigur Ros".

Regie: Fridrik Thor Fridriksson, Kinostart: 12. April 2001

The closer you get

Nicht die Geschichte ist wichtig, sondern wie sie erzählt wird. Die schottische Newcomer-Regisseurin Aileen Ritchie lässt sich Zeit, ohne dabei langweilig zu werden. Gut, der Ausgang der Story ist vorhersehbar. Doch das kann die besondere Qualität dieses Filmes nicht mindern. Besetzt mit irischen Landsleuten und Laien ist man in „The closer you get" immer wieder von den Aktionen der Protagonisten überrascht. Das Setting ist überschaubar: ein Kaff an der irischen Küste, ein Pub, ein Friseur und eine Fleischerei. Doch gerade diese Begrenztheit der Schauplätze gibt den Figuren den Raum, den sie brauchen und auch auszufüllen vermögen. Besondere Aufmerksamkeit schenkt der Film der Darstellung männlicher Stereotypen, ohne es dabei zu belassen: vom unerfahrenen Muttersöhnchen zum Mann im besten Alter, vom naiven Twenty- something zum Fleischer, der meint, am besten zu wissen, wie man mit Frauen umgeht. Einer ist dabei merkwürdiger und eigentümlicher als der andere. Und dann gibt es da noch die Frauen des Dorfes: allesamt starke Persönlichkeiten, die den Männern haushoch überlegen sind und nicht einmal auf die Idee kommen, sich mit einem der Supersingles einzulassen.

Und genau DAS ist das Problem. Die Männer beschließen eines Abends im Pub, eine Kontaktanzeige aufzugeben. Doch nicht im Lokalblatt, sondern in Miami Beach, denn nur amerikanische Frauen sind „richtige" Frauen. Von diesem Moment an ist in Donegal nichts mehr so wie vorher: die Männer bretzeln sich auf, färben sich die Haare, machen Sport – unser Muttersöhnchen versucht sogar noch schnell, seine Unschuld zu verlieren. Doch werden die Amerikannerinnen jemals eintreffen? Der Film erzählt mit viel Liebe und Humor von den Schwächen seiner Protagonisten, die am Ende feststellen, dass das, was sie gesucht haben, die ganze Zeit direkt neben ihnen war. Er erzählt von dem allzu menschlichen Irrglauben, dass irgendwo anders alles besser ist und von der Vorstellung, dass man sich irre anstrengen, verbiegen und verändern muss, um glücklich zu sein. Das ist alles sehr lustig anzusehen, weil es durch die Eigenheit der Charaktere nie langweilig wird. Dieser Film schreckt vor nichts zurück: nicht vor Peinlichkeit, nicht vor Traurigkeit, nicht vor der Wahrheit. Das Leben ist nun mal kein Film. Wenn es jedoch so wäre wie in diesem, dann wäre es ein schönes Leben. Kapiert? Egal. Angucken – möglichst in der Originalversion.

Regie: Aileen Ritchie, Kinostart: 19. April 2001

dk

Oscar für Wunderkinder

30. Internationale Studentenfilmtage: SehSüchte vom 26. April bis 1. Mai 2001 in Potsdam

Das 30jährige Jubiläum bildet dieses Jahr den Schwerpunkt des Festivals, unter anderem werden die besten Filme der letzten 30 Jahre in der Retrospektive wieder aufgeführt.

Seit 1972 findet alljährlich das studentische Filmfest statt, zu Ostzeiten allerdings unter dem Titel „FDJ-Studententage" bekannt. Wurden anfangs ausschließlich Filme von Studierenden der Babelsberger Filmhochschule (HFF) gezeigt, so nahm die Beteiligung internationaler Filmhochschulen stetig zu. Zunächst waren die Filmtage der Freien Deutschen Jugend ein Geheimtipp – hier konnten Filme gesehen werden, die später nie wieder öffentlich aufgeführt wurden. Von offizieller Seite waren die Filmtage zwar nicht erwünscht, wurden aber geduldet. Mitte der Siebziger hatten sich die FDJ-Filmtage zum größten studentischen Filmfestival Osteuropas entwickelt. Seit 1986 wurden auch Filme aus den westlichen Ländern gezeigt.

Nach 1989 fanden die Studentenfilmtage noch zweimal statt, doch die Zahl der Filmemacherinnen und Filmemacher aus den sozialistischen Ländern sank. Die Veranstaltung wurde in das Potsdamer Filmfest integriert – ein eigenständig organisiertes Forum für Filme von Studierenden existierte nicht mehr – bis 1995 einige Studierende der Hochschule für Film und Fernsehen Konrad Wolf (HFF) die Studentenfilmtage zum ersten Mal unter dem Namen SehSüchte veranstalteten. Seitdem ist die Anzahl der teilnehmenden Filmemacherinnen und Filmemacher, Besuchern und Sponsoren stetig gestiegen. Waren es im letzten Jahr allein 8.000 Besucher, so werden dieses Jahr bis zu 10.000 erwartet. Die SehSüchte bieten einen Raum für Filme von Studierenden und vor allem für Low-Budget-Produktionen, ungeachtet der Genres, Formate oder Längen. Damit können die Filmemacherinnen und Filmemacher ihre Arbeiten einem großen internationalen Publikum präsentieren, ohne sich an Kino- oder Fernsehformate anpassen zu müssen.

Dieses Jahr freuten sich die Organisatorinnen und Organisatoren besonders über die Rekordzahl von 750 eingesendeten Filmen und über die vermehrten Einsendungen aus Skandinavien, Ostasien, Mittelamerika und den osteuropäischen Ländern. Unter diesen Filmen wird eine fünfköpfige Jury 150 Filme auswählen, die vom 26. April bis 1. Mai auf dem mit Tradition behafteten Babelsberger Studiogelände und erstmalig auch im neuem Gebäude der HFF gezeigt werden.

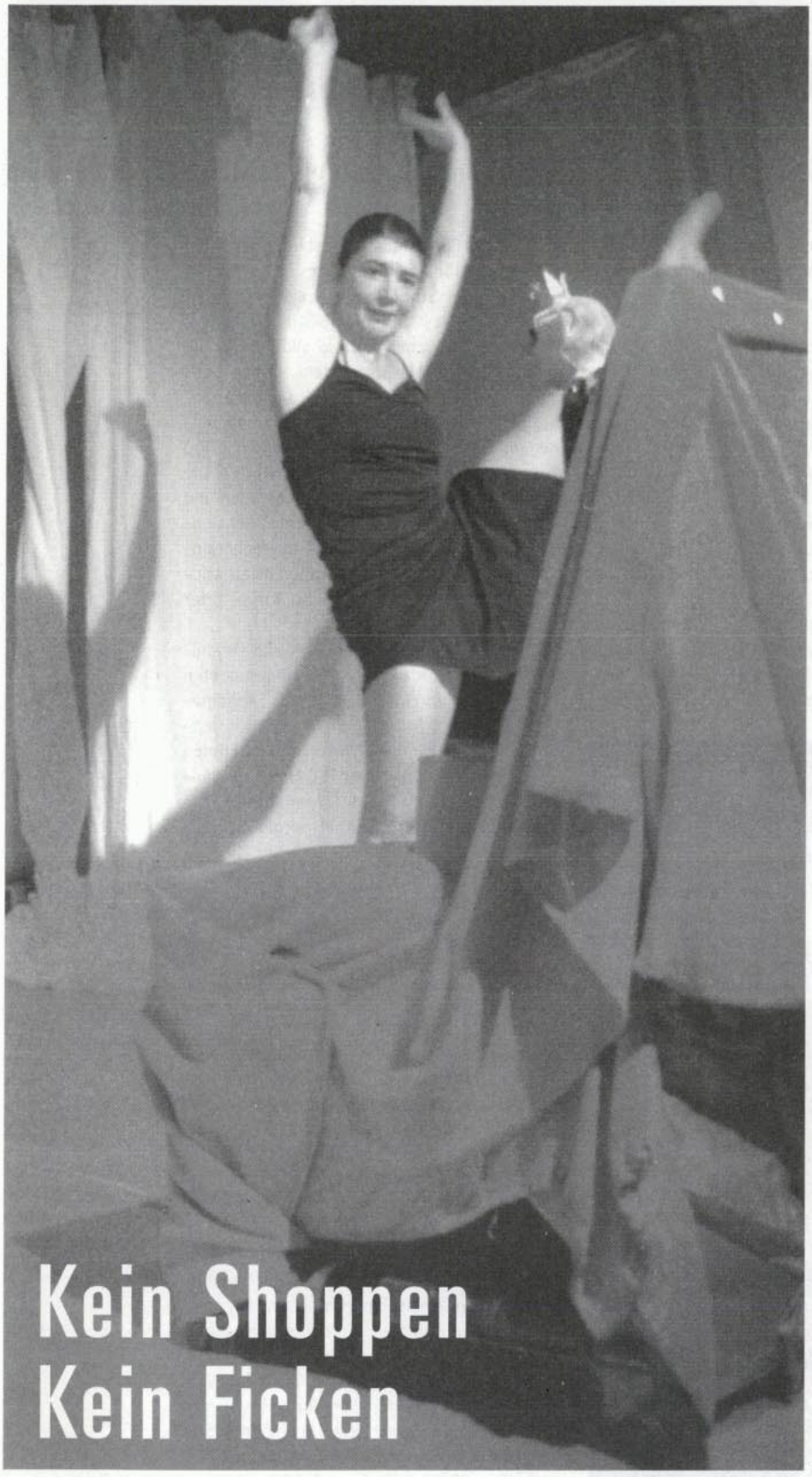
Foto: promo

Die besten Filme aus den Kategorien Spiel-, Dokumentar- und Animationsfilm werden von einer namenhaften Jury, bestehend aus Regisseuren, Produzenten und Filmkritikern, deren Zusammensetzung bei Redaktionsschluss noch geheim war, prämiert. Zusätzlich werden ein Multimediapreis sowie ein Produzentenpreis verliehen. Es gibt zwar keinen Bären oder Oscar, dafür aber den Wunderkind-Award zu gewinnen, der von Wolfgang Joop gestaltet wurde und von diesem auch überreicht werden wird. Der Gesamtwert der Preise liegt bei über 55.000 Mark. Im letzten Jahr wurde der Film „Havanna mi amor" von Uli Gaulke, der später regulär im Kino lief, mit dem Dokumentarfilmpreis ausgezeichnet. Ebenso fand der Spielfilm „Oi Warning" einen Filmverleiher und lief mehrere Wochen erfolgreich in deutschen und internationalen Kinos.

Der Bewerbungsschluss ist für dieses Mal zwar schon abgelaufen, aber ihr könnt bei den im Rahmenprogramm stattfindenden Workshops (z.B. Schauspiel in Verbindung mit Tanz oder Klang/Sound), Podiumsdiskussionen (unter anderem mit dem Thema: Kurzfilm fertig – was nun?) und den zahlreichen Parties Erfahrungen mit internationalen Filmsüchtigen austauschen und Ideen für die SehSüchte 2002 finden.

Das genaue Programm für dieses Jahr und weitere Informationen gibt es unter: www.sehsuechte.de.

Karo Marschler



Kein Shoppen Kein Ficken

Neuropolis – Studentisches Theater in Berlin

Vom 2. bis 10. Februar 2001 fand das studentische Theaterfestival Neuropolis bereits zum dritten Mal statt. Ort der Veranstaltungen war die Studiobühne des Seminars für Theaterwissenschaft/Kulturelle Kommunikation der HU in der Sophienstraße in Berlin-Mitte. Unter der Schirmherrschaft der Schaubühne am Lehniner Platz zeigten Studierende der Humboldt-Universität (HU), der Freien Universität (FU), der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch" Berlin (HfSEB) und der Hochschule der Künste (HdK) ihr Können.

1999 riefen engagierte Studenten der HU das Festival ins Leben. Es ging und geht auch heute noch darum, das über die Stadt verstreute, studentische Theater einmal im Jahr an einem Ort zusammenzuführen. Neuropolis soll ein Ort des Austauschs und der Kommunikation sein. Gleichzeitig bietet das Festival eine Plattform und somit die Möglichkeit, eine breitere Öffentlichkeit zu erreichen.

Hinterhofatmosphäre

Neuropolis 2001: An acht Tagen hatte die Studiobühne ihre Pforten geöffnet und an acht Tagen gab es ein volles Haus. Studentisches Theater stößt auf Interesse, ist Bestandteil des Berliner Theateralltags und macht auch Spaß. Die Rahmengestaltung vor Ort führte den Besucher über das Hinterhofflair in ein athmosphärisches Foyer mit bequemen Sofas, entspannter Musik und freundlicher Bar. Die allabendlichen Publikumsgespräche boten Zeit und Raum für Diskussionen, Austausch, Kritik und Lob. Das studentische Organisationsteam hatte gute Arbeit geleistet! Und sie haben es geschafft, die sehr unterschiedlichen Produktionen in ein ausgeglichenes Programm zu arrangieren.

Zweimal Shakespeare eröffnete das Festival. Zuerst „Othella" (HU): die Handlung des Stükkes wurde in die Zwanziger Jahre versetzt und die Personage einem Geschlechtertausch unterzogen. Ein spannendes Experiment, das durch einen Perspektivwechsel Klischees und Rollenmuster aufdecken wollte. Dies gelang der Inszenierung nicht, der slapstickartige Stil blieb an der Oberfläche und die Figuren flach und ohne Leben.

Es folgte „Romeo und Julia", eine Produktion des Seminars für Theaterwissenschaft an der HU (Rezension UnAuf 116). Die Gruppe, die sich aus einem Dramaturgie-Seminar konstituierte, bestach durch Ensemble-Spiel und zeigte in ihrer Heterogenität und im anschließenden Publikumsgespräch die fruchtbaren Stärken studentischen Theaters: Engagement, gegenseitiges Lernen, Austausch und Offenheit.

Neue Stücke von Berliner Unis

Am folgenden Abend wurde dann Frischfleisch geliefert, sieben Kurzstücke von diversen Berliner Unis. Ein abwechslungsreicher Abend, der von klassischem Sprechtheater über Performance bis zu revueartigen Stücken vieles bot. Die Bandbreite und die Experimentierfreude aller Beteiligten schufen eine wunderbare Atmosphäre. Die Highlights des Abends, wie „Bildhauer & Hobbybastler Michael" (HU), motivierten das Publikum zu stürmischem Applaus.

Als nächste feierte die Bühnenadaption des Buches „Aimée und Jaguar" Premiere. Die Geschichte der beiden Frauen Felice und Lilly, die in der NS-Zeit ihre Liebe zueinander entdeckten, ist bekannt. Die Inszenierung setzte kaum

neue Akzente, schaffte es nicht, den Protagonistinnen Leben einzuhauchen und die Zuschauer für deren Entwicklung zu interessieren. Schade!

Mit ganz einfachen Mitteln und spannenden Schauspielerinnen spielte die Inszenierung „Mythen geschält und erzählt" (HdK) manch aufwendigere Produktion an die Wand. Sieben Frauen saßen im Halbkreis auf der Bühne, trugen Kopftücher und schälten Kartoffeln und dann ging es los: aus ihren Sehnsüchten und Phantasien entsponnen sich Geschichten, antike Mythen wurden leidenschaftlich vorgetragen, erzählt, miterlebt. Das starke Ensemble lebt von seiner Vielschichtigkeit und schaffte es, das Publikum zu begeistern. Eine klare, sehr gute Inszenierung mit energiereichem, rhythmischem und phantasievollem Spiel.

Am Donnerstag und Freitag zeigten die Studenten der HfSEB, was sie können. Den Anfang machte „Das Märchen von Schneewittchen" der Abteilung Puppenspiel, die das Grimmsche Märchen ins Berlin der Vorwende-Zeit versetzte. Die Koppelung Märchen und Realität durchzog das Stück und daraus entstand eine Spannung, die Kontraste schuf: Kindheit-Erwachsensein, Mann-Frau, Ost-West... es ging um Differenzen in diesem revueartigen Abend der erstklassigen Esther Nicklas.

„Brim", basierend auf der dramatischen Vorlage von Theresia Walser, folgte noch am selben Abend. Ein großartiger Text, der einen Abgesang auf die Sprache und auf den öffentlichen Raum als Stätte der Begegnung und Kommunikation feiert. Die Figuren warten, sie wollen endlich ankommen in der Welt der Erwachsenen, in der Geborgenheit der Familie, in der Ehe und gleichzeitig fürchten sie sich davor. Die Inszenierung vermochte dies zu vermitteln, aber sie war zu zaghaft, zehrte von der starken dramatischen Vorlage und wurde ihr nicht immer gerecht.

Blutige Medea-Inszenierung

Das fragmentarische Stück „Tränen aus Blut: Medea" fügte vier Bearbeitungen des Medea-Stoffes zusammen. Der Mantel des Mythos wurde abgestreift und Medea als facettenreiche, hin- und hergerissene, leidende Frau vorgestellt. Die Inszenierung definierte nicht eine neue Medea, sondern schuf Freiraum. Beeindruckend war die schauspielerische Leistung von Judith van der Werff und die Dichte der Inszenierung.

Als Abschluss folgte die Produktion „Generation Berlin" (FU). Das Stück ist angesiedelt in der Berliner U-Bahn, wo typische Vertreter dieser Stadt aufeinander treffen. Die Gruppe „theater baustelle Berlin" wollte das Lebensgefühl und die Identitätssuche junger Menschen in Berlin vermitteln. Leider blitzten nur selten überzeugende Emotionen durch, die Inszenierung entsprach insofern einem Berlinerischen Lebensgefühl, als dass sie krampfhaft trendy und sehr unecht daherkam.

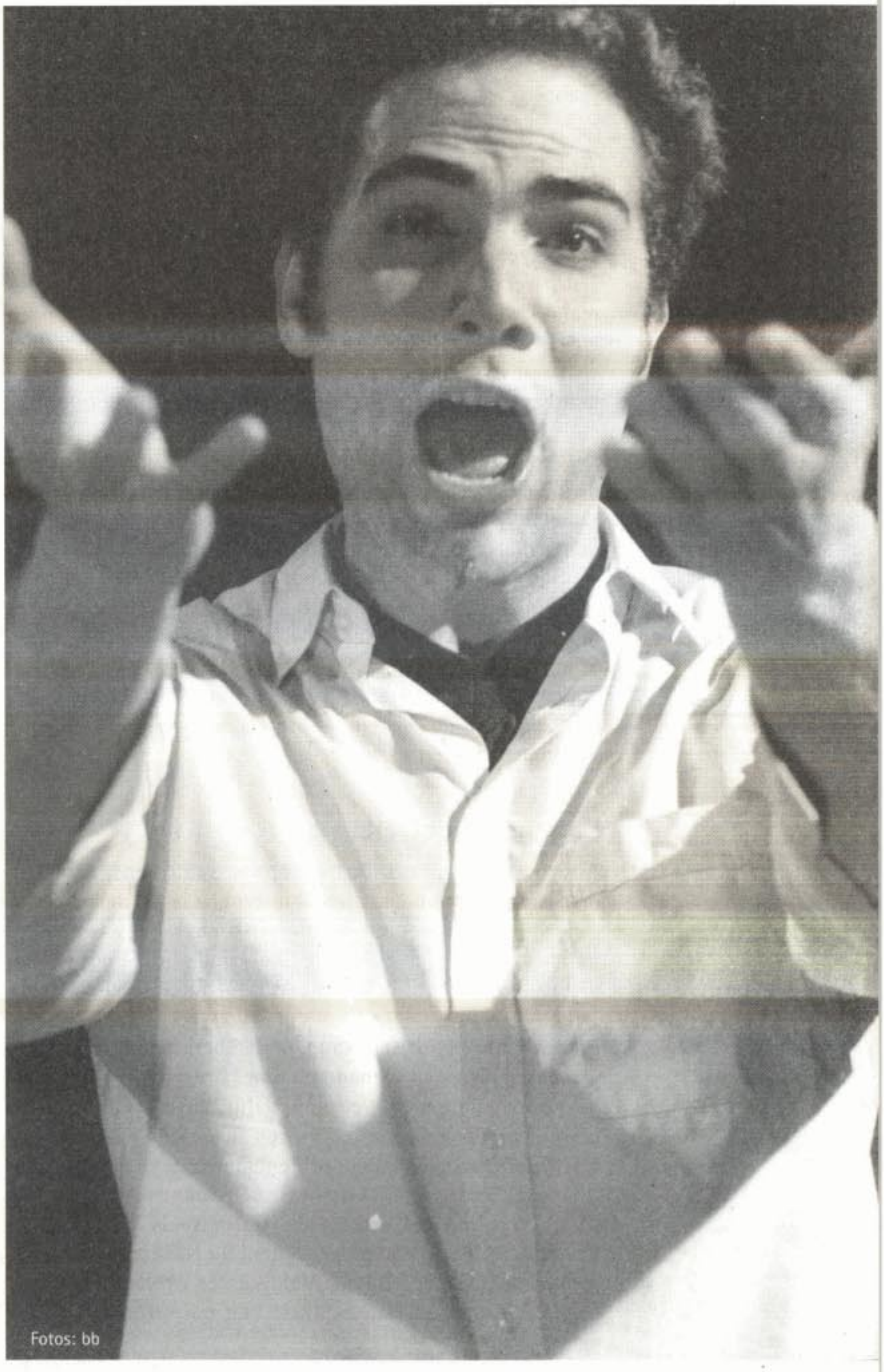
Experimentierfreude begrenzt

Resümee: Inhaltlich ging es immer wieder um die Auseinandersetzung mit Rollenklischees, um den Geschlechterkampf; das Ich im Pool von Beziehungs- und Machtkonflikten, die Sehnsucht nach Wärme und Geborgenheit, das Scheitern. Berlin als Schaffens- und Lebensstätte wurde ebenfalls thematisiert. Einzig die Experimentierfreude vieler Inszenierungen ließ zu wünschen übrig, teilweise präsentierte sich das studentische Theater sehr konventionell.

Dennoch: Neuropolis 2001 war ein Erfolg und hat die selbst gesetzten Intention erfüllt. Die gezeigten Produktionen waren vielfältig und boten einen repräsentativen Ausschnitt, was sowohl Inhalte als auch Umsetzung und Qualität betraf. Die Existenzberechtigung des Festivals spiegelte sich nicht nur in der hohen Zuschauerzahl, auch die Nachfrage studentischen Theaters von Seiten der Macher besteht, Die Neuropolis-Veranstalter mussten sogar Produktionen ablehnen.

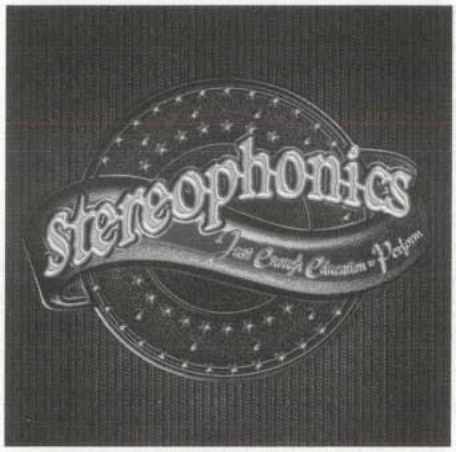
Es verbleibt der Blick in die Zukunft des Festivals: Veranstalter ist das theaterwissenschaftliche Seminar an der HU. Das Ende dieses Studienganges zum Beginn des Wintersemester 2001/2002 wurde im Juli 2000 vom Akademischen Senat beschlossen. Den bis dahin immatrikulierten Studenten wird Vertrauensschutz an der HU gewährt, da bleibt zu hoffen, dass dieser auch den Erhalt des Festivals umfasst.

sh, aal



Fotos: bb

LAUT & leise



Stereophonics, „Just Enough Education to Perform"
Erschienen bei V2 records
Im Handel bereits erhältlich.

Ash, „Free all angels"
Erschienen bei edel records
Im Handel bereits erhältlich.

„Berlin macht Schule", „Familienangelegenheiten aus Berlin"
(Lieblingslied Records)
Im Handel bereits erhältlich.

Über die Einsamkeit von Journalisten

„Mr. Writer" heißt die erste Single aus dem neuen Album der Stereophonics. Laut Sänger Kelly Jones, der alle Texte selbst schreibt, ein Statement über Musikjournalisten: „Jemand sagte mir mal, dass ein Journalist, der ein Album nach ein- oder zweimaligem Hören bespricht, eigentlich nur über sich selbst schreiben kann." Also dann mal los. Das erste Mal begegneten mir die Stereophonics im Sommer 98. Damals hörte ich ihr Debütalbum „Word gets around" täglich rauf und runter. Es war ein trauriger Sommer und die Phonics meine einzigen Verbündeten. Egal, ob die Texte von Kofferräumen, Mädchen auf Brücken oder Orangenbäumen handelten, hatte ich das Gefühl, dass Kelly Jones genau das sang, was ich gerade fühlte. Jetzt liegt das neue Album der Phonics in meinem CD-Player. Was ich sagen kann, sie sind immernoch genauso traurig-schön wie früher. Zur eindringlichen Stimme von Kelly Jones kann man eben nicht fröhlich im Zimmer herumspringen. Also wenn die Welt schlecht und das Leben sinnlos scheint – Stereophonics hören und sich verstanden fühlen.

Engel seid befreit!

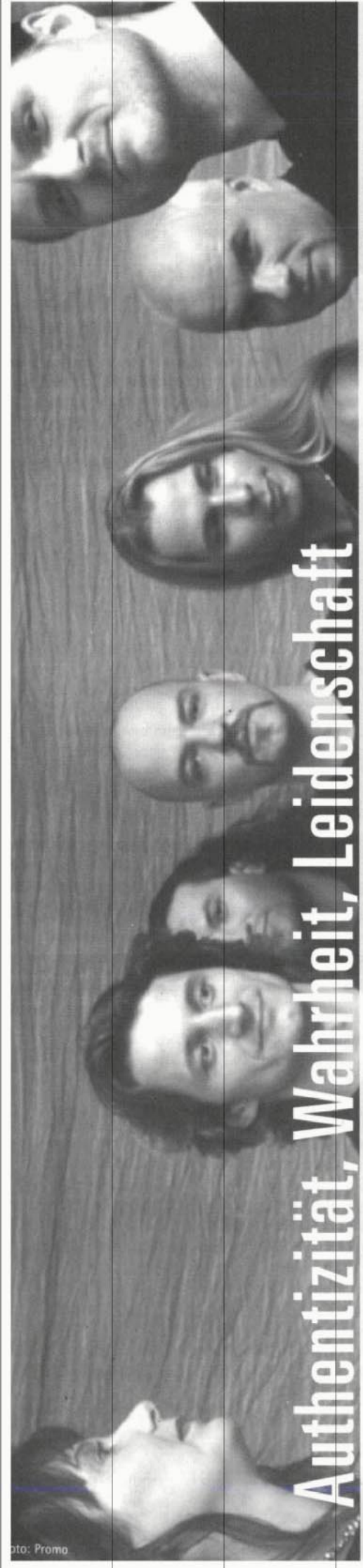
Ash rocken das Haus. Das weiß man spätestens, nachdem man sie live erlebt hat und hinterher die blauen Flecken zählt. Außerdem spielt niemand so sexy Bass wie Mark Hamilton! Dass sich eine gute Show und gute Songs jedoch nicht ausschließen, beweisen Ash auf ihrem neuen Album „Free All Angels". Jeder Track ein Feuerwerk an Ideen und so rund wie Musik nur sein kann, ohne überproduziert zu klingen. Ihren ruppigen Teenagercharme haben die vier Iren deshalb noch lange nicht verloren, dafür musikalisch an Farbe gewonnen, ohne sich selbst untreu zu werden. Auch sie haben wunderbare Balladen aufgenommen, wie zum Beispiel „Someday", das mit fast orchestralen Sounds aufwartet. Es sind Songs voll mit offensivem Optimismus. Der perfekte Soundtrack für den Sommer, in dem Du Nächte durchtanzt, jemanden küsst, den Du gar nicht küssen wolltest, dann auf dem Fahrrad nach Hause fährst und bei offenem Fenster einschläfst.

Ganz Berlin ist ein Sampler

Berlin ist hip. Musik aus Berlin auch. Und da es nicht um eine bestimmte Band geht, sondern um Berlin, werden Songs gesammelt. So entstehen Sampler. Der bekannteste dürfte „Berlin macht Schule" sein, der sich auch gleich anmaßte, die Existenz einer Bewegung herbeizureden. Wenn schon, denn schon. Aber egal. Die üblich-verdächtigen und charts-erfahrenen Pop-Perlen von P wie Paula bis Z wie Zwei-Raum-Wohnung sind alle dabei. Songs, die definitiv jede Party retten. Auf die Sammlung seiner Lieblingslieder beschränkt sich George Lindt, der extra dafür ein Label gründete. Die „Familienangelegenheiten aus Berlin" haben sicher einen höheren Authentizitätsgrad, doch will man das überhaupt? Ich bin mir da nicht so sicher, denn den ganzen Abend authentische Berliner Musik zu hören, kann doch ganz schön nervig werden. Wie wir wissen ist Berlin voll von Spinnern jeder Couleur, aber will man diesen alltäglichen Wahnsinn auch noch aus den heimischen Boxen dröhnen hören? Mit seinen 34 (!) Tracks ist das Album definitiv zu lang. Hier ein paar Hörproben: Max Goldts Beitrag „Schuhe" klingt, als würde Papa zu Breakbeats das Musikantenstadl mitbrabbeln, Blixa Bargelds Schmachtarien sind auch nicht jedermanns Sache und erinnern irgendwie an den „Traumzauberbaum". Hip ist DAS ganz bestimmt nicht! „City Boy" dürfte die Hymne aller zugezogenen Möchtegern-Metropoliten werden und für die, die es noch nicht wussten: Terranova sind die neuen Massive Attack. Hmmm! Recorder sehen nett aus und das reicht. Quarks sind die unantastbaren Koryphäen Berliner Wohnzimmermusik und Contriva machen Süße-kleine-Jungs-Pop. Weitere Interpreten haben so klangvolle Namen wie „Das Holz", „Ich schwitze nie", „Mutter", „Neoangin" oder „Laub". Ihr habt also die Wahl: Kunst oder Kommerz?

dk

SPEICHER
Freizeit • Arbeit • Camping • Survival
Discountladen Greifswalder Str. 216
Mo-Fr. 10.00-19.00 Sa. 9.00-14.00



Authentizität, Wahrheit, Leidenschaft

Foto: Promo

Irgendwo zwischen Mittelalter, Irish Folk und modernem deutschem Rock kann man „Subway to Sally" finden. Ab dem 2. April findet man auch ein neues Album der Band in den Geschäften: „Herzblut", und gleich danach geht es auf Tour. Da ist also einiges los. Grund genug, sich einmal ein Bandmitglied an die Strippe zu holen und auszufragen. Ingo Hampf (Gitarre und Komposition) beantwortete uns ein paar Fragen.

UnAuf: Bei Eurem neuen Album hat man den Eindruck, dass da einige „elektronische Spielereien" eingesetzt wurden.

Hampf: Wir verschließen uns nicht vor elektronischen Einflüssen. Samples, Loops und so weiter – wenn's den Song vorwärtsbringt. Ich habe nicht im Mittelalter gelebt, es gibt keine Musikaufnahmen von damals; wir machen schon Musik aus dem 21. Jahrhundert. Wir als Band versuchen, eine eigene Identität jenseits angloamerikanischer Einflüsse zu entwickeln. Wir wollen uns mit unseren eigenen kulturellen Wurzeln auseinandersetzen.

In den Charts findet man Euch kaum. Schade, dass man manche Songs nie im Radio hört.

Bei der Musik, die wir machen, findet sich international kein richtig bekannter. In den Albumcharts sind wir ja schon. Dass wir im Radio nicht gespielt werden, ist wirklich schade, und auch das Musik-TV mag das nicht. Das ist wohl 'ne Mentalitätsfrage. Es gibt mehr Leute da draußen als uns hören und hören können. Wenn ich ein Mittel wüsste, wären wir in den Charts. Doch der einzige Weg dorthin ist: tun, woran man glaubt und was man für richtig hält. Ohne Leidenschaft und Wahrheit geht da nichts.

Bei dem neuen Album seid Ihr textlich im Vergleich zu etwa „Bannkreis" handzahmer geworden, die Texte sind weniger fasziniert vom Bösen.

Bodenski, unser Texter, wollte nicht wieder über Hexen, Zauberer und Moritaten schreiben. Jetzt gibt es mehr zwischenmenschliche Themen, wir erzählen über die dunklen und lichten Seiten der Leidenschaft. Darauf deutet auch der Albumtitel „Herzblut" schon hin.

Die Musik wird dann auf die fertigen Texte geschrieben?

Ich habe da 'ne Mappe mit Texten oder Fragmenten, manchmal ist's auch nur 'ne Zeile, wie bei „Kleid aus Rosen". Dazu hat man dann eine Idee und vertont die Zeile oder den Text. Den Text haben eigentlich alle, sobald er fertig ist, bevor die Musik steht. Ich schreibe dann die Noten für alle auf, jeder übt seinen Teil und erzählt seine Änderungswünsche, zum Beispiel „Das ist jetzt zu hoch, das kann ich so nicht singen". Dieser Prozess hat sich so entwickelt, das ist nicht ideal.

Was wäre denn ideal?

Wenn man die kreativen Potentiale mehr zusammenkriegen könnte. Jetzt funktioniert das nach Arbeitsteilung: einer organisiert, einer textet, einer schreibt die Musik und so weiter. Das ist 'ne Herausforderung für die nächste Platte, das wieder mehr gemeinsam zu tun.

Musikalisch bewegt Ihr Euch quasi im luftleeren Raum, da gibt es nicht allzu viel ähnliches.

Naja, nicht im luftleeren Raum. Man hört ja auch Musik und kriegt mit, was die andern so machen, nur sind wir auf einem Terrain, das nicht so überlaufen ist. Wir entdecken immer wieder Neuland, Man kann sich ausspinnen, keiner redet einem rein. Das ist auch für das Plattenlabel o.k. Solange man Erfolg hat und Platten verkauft, lassen sie einem die Freiheit.

Hattet Ihr Euch das damals so vorgestellt: Musik als Hauptberuf?

Irgendwann musste man sich entscheiden. Früher hatten viele von uns nebenbei Jobs. Ich war damals schon Berufsmusiker. Aber das bedeutet trotzdem erst mal den Sprung ins kalte Wasser, das ist ja ein ganz schönes Risiko. (...) Das hatten wir uns damals schon so vorgestellt.

Mit „Subway to Sally" verbindet kaum jemand die Vorstellung von solcher Musik, die Ihr macht.

Am Anfang war das musikalische Konzept Irish Folk-Rock. Da passte der Name ganz gut. Nach der Entwicklung jetzt ist er natürlich hanebüchen. Mein letzter Versuch, ihn zu ändern, war vor dem Album „Hochzeit" und stieß auf Unverständnis. Man hat jetzt die Leute dran gewöhnt und die müssen mit dem Namen leben – und wir auch.

Wie würdest Du Eure Band jemandem beschreiben, der von Musik keine Ahnung hat?

Ich würde sagen, wir machen authentische, typische deutsche Rockmusik. Wir versuchen eine gewisse Eigenständigkeit zu entwickeln und die Authentizität zu wahren, dass man weiß: Die Musik klingt so, weil sie von dort – aus Deutschland – kommt und weil das kulturelle Umfeld so war und jetzt so ist.

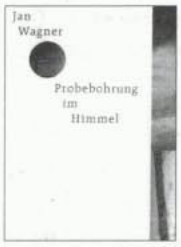
Bedauerst Du manchmal, dass Du nicht etwas anderes tust?

Nee, sonst wäre ich ja was anderes geworden und würde jetzt nicht mit dir reden. Gelernt habe ich ja Elektromechaniker, also einen ganz normalen Beruf, wie man das im Osten musste. Doch Musik wollte ich immer machen. Das waren schwere Jahre, als man noch nicht davon leben konnte. Dadurch wurde natürlich auch die Spreu vom Weizen getrennt. Ohne wahre Leidenschaft hätte es keiner von uns so weit geschafft.

Vielen Dank und viel Erfolg mit Eurer Tour. ■

Das Interview führte af

schwarz auf weiß



Jan Wagner
Probebohrung im Himmel
Berlin 2001
80 Seiten
24 Mark

Kuno Kruse
„Dolores & Imperio. Die drei Leben des Sylvin Rubinstein"
Köln 2000, 272 Seiten,
38 Mark

HU-Absolvent debütiert auf der Buchmesse

Wäre Jan Wagner zum Beispiel Popmusiker, könnte dieser Artikel wie folgt beginnen: Nach Jahren, in denen der 29jährige Berliner Musiker sein eigenes kleines und feines, aber wirtschaftlich höchst ungesichertes Label betrieb und nur in Fachkreisen Anerkennung geschenkt wurde, hat er es jetzt geschafft. Er bekommt einen Plattenvertrag eines „majors" und darf endlich sein erstes eigenes Album auf den Markt werfen. Die Erfolgsgeschichte eines sympathischen Idealisten. Erst folgen bundes-, dann europaweite Tourneen, Interviews in den einschlägigen Blättern und fette Einnahmen.

Doch Jan Wagner ist Schriftsteller und Übersetzer. 1971 wurde er in Hamburg geboren, studierte in Dublin und an der Humboldt-Uni Anglistik und Germanistik und hat einen Großteil seiner Zeit in den vergangenen Jahren in die Literaturschachtel „Die Aussenseite des Elementes" gesteckt, eines literarischen Phänomens zwischen Anthologiereihe und Kunstobjekt in einem simplem braunen DIN A 4-Karton. Ein Liebhaberprojekt internationaler Lyrik und Prosa abseits vordergründiger Vermarktungskriterien ist diese Schachtel, deren zehnte Ausgabe soeben erschienen ist.

Der Ruf der Schachtel hat seinem Macher geholfen: Der Berlin Verlag wurde auf Wagner aufmerksam, dort erscheint jetzt sein Debütband „Probebohrung im Himmel", der auf der Leipziger Buchmesse vorgestellt wurde. Ein bemerkenswertes Wagnis deshalb, da Jan Wagner Gedichte schreibt. Ausgerechnet Lyrik musste es sein, diese unvermarktbarste Form der Literatur, und keine popkulturellen „Soloalben". Die Verlagswelt sieht heute so aus, dass man sich für so etwas rechtfertigen muss. Ist „Probebohrung im Himmel" also einfach ein schön gemachtes, bibliophil erfreuliches und trotz seines akzeptablen Preises garantiert unverkäufliches Produkt, das allein die „street credibility", die Szeneglaubwürdigkeit des Verlags befördern soll?

Das wäre zu einfach. Denn Jan Wagner schreibt Lyrik für Lyrikmuffel, humor- und liebevolle, leise ironische und einfach schöne Gedichte, und die Tatsache, dass der Band nur 80 Seiten umfasst, hat den unschätzbaren Vorteil, dass er überall hin mitgenommen werden kann, falls man gerade einer Zufuhr inneren Schmunzelns bedarf. Beispiele gefällig? Bitte sehr: Unter der Überschrift „Gaststuben in der Provinz" schafft Wagner es, in vier Zeilen und einer Beobachtung einen Roman zu erzählen, dessen Protagonisten die Fussballspieler auf dem Mannschaftsfoto sind: „lächelnde helden, die sich die rostigen nägel/ im rücken ihrer trikots nicht anmerken lassen." Die Sturheit seines heimatlichen Norddeutschlands hat er in die Worte gefasst: „im langen riedgras kauern die kirchen aus weißem/ rauhen stein: aus schmalen fenstern blicken/ sie unverwandt und trotzig in den himmel,/ wartend darauf, dass gott als erster blinzelt." So unverkäuflich könnte der Band dann vielleicht doch nicht sein, er wurde bereits in der FAZ entsprechend gefeiert – sei's drum, hier wird jemandem zu Recht ein Forum gegeben, der sich bereits zu Anfang seiner literarischen Laufbahn ganz und gar der Lyrik verschrieben hat.

jps

„Die Aussenseite des Elementes N° 10"
Januar 2001
104 lose Seiten
15 Mark

Der Schmerzenstänzer

Mit „Dolores & Imperio. Die drei Leben des Sylvin Rubinstein" liefert der „Stern"-Reporter Kuno Kruse einen ungewöhnlichen Zugang zur Geschichte der Holocaust-Opfer. Bemerkenswert ist die Verbindung der Tanzgeschichte der Weimarer Republik mit dem Schicksal eines jüdischen Geschwisterpaares während und nach der Zeit des Nationalsozialismus.

Hier wird das Leben der Zwillinge Maria und Sylvin Rubinstein erinnert, die als uneheliche Kinder einer jüdischen Tänzerin und eines Offiziers des russischen Zaren im galizischen Polen aufwachsen. Nach einer strengen Ballettausbildung erobern sie als Flamenco-Tanzpaar „Dolores & Imperio" in den dreißiger Jahren die bedeutenden Varietés Europas. Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wird das Geschwisterglück zerbrochen. Es folgen Warschauer Ghetto, Folter und Untergrund. Im Zuge der Judenverfolgung in Polen verschwinden 1941 Mutter und Schwester spurlos in Ostgalizien. Rubinstein überlebt, weil ihn der Wehrmachtsoffizier Kurt Werner schützt und ihn 1942 als Zwangsarbeiter nach Berlin bringt. In seiner Trauer über den Tod Marias lässt er Sylvin „Imperio" und „Dolores" Maria Rubinstein zu einem Menschen werden. Rubinstein tanzt nun auch als Flamenco-Tänzerin „Dolores" verkleidet auf den deutschen Varietébühnen der Nachkriegszeit weiter. Heute lebt er zurückgezogen in Hamburg, St. Pauli. Der Schmerz über den Verlust der Schwester ist unverändert groß: Um Maria nah zu sein, schlüpft er täglich in üppige Rüschenkleider und tanzt Flamenco. Jede Nacht besucht sie ihn im Traum, jede Nacht quälen ihn Zerrbilder vom Warschauer Ghetto.

Der 88-jährige Rubinstein hat sich den oft belastenden Fragen des Autors über Wochen hinweg ausgesetzt. Kuno Kruse hat mit Hilfe von Archivrecherchen, Reisen und Literatur die Anekdoten, Namen, Orte und Gesichter verortet und ergänzt. Dabei ging es ihm „nicht um Beweisführungen, sondern um eine historische Einordnung des Subjektiven". Obwohl die Biographie kein Beitrag zur aktuellen Holocaust-Debatte sein soll und es auch nicht ist, liefert sie trotzdem einen Zugang zur Geschichte des Holocaust, der darüber hinaus unkonventionell ist. Kruses Buch sticht nicht nur hervor, weil er einer der wenigen Autoren ist, die Kultur als Aufhänger gewählt haben, um das Trauma des Holocaust zu beschreiben. Die Biographie ist nicht klassisch in dem Sinne, dass ihr Aufbau durch die Zeiteinteilung des Lebens chronologisiert wird. Die Erzählungen des alten Tänzers, die ständig zwischen Gegenwart und Vergangenheit pendeln, bestimmen den Rhythmus des Buches, reißen in den Strudel seines Lebens hinein. Rubinstein erzählt, nicht Kruse. Kruse lenkt den Strom der Geschichten und steuert den Fokus auf die unzähligen Kleinigkeiten, ohne in Detailverliebtheit und Banalität abzugleiten. Als historische Quelle ist die Biographie problematisch. Zeit, Trauer und Wunschvorstellungen haben die Erinnerungen Rubinsteins zu einer Mischung aus Fiktion und Realität heranreifen lassen.

nw

Metropolen in Europa

„Mir Wolfurter" – ein Blick nach Alemannien

Wolfurt – nur du alleine sollst meine Heimat sein bei Tag und Nacht – hey! Wir sind Provinz, zweifellos. Sechs Kilometer vom Bodensee und der Landeshauptstadt Bregenz entfernt, an der Ostseite des Rheintals liegen wir, am Fuß der ansteigenden Berge. „Wir" ist Wolfurt, ein Dorf mit knapp 8.000 Einwohnern. Wenn ich auf dem Dachboden meiner Großmutter stehe, sehe ich nach Deutschland, genauer nach Lindau und Friedrichshafen. Die Schweizer Berge sehe ich sowieso.

Wolfurt ist Vorarlberg und damit Österreich. Wir sind Provinz, wie gesagt, aber Provinz as Provinz can. So gab's bei uns mal zwei Burgen, das heißt eine Burg und ein Schloss, das kann nicht jedes dahergelaufene 8.000 Einwohner-Kaff von sich behaupten. Apropos Kaff: Der Name „Wolfurt" taucht erstmals 1219 in einer Urkunde auf. Er kommt von „wohle Furt", also soviel wie „gute Furt", ein guter Übergang über einen Fluss, in unserem Fall die Bregenzer Ache, den zweitgrößten Fluss Vorarlbergs. Wir haben also durchaus Geschichte. Und heute sind wir mit rund 8.000 Einwohnern Marktgemeinde und zählen zu den größten Gemeinden des Landes. Doch zurück zu den Burgen. Von jener einst stolzen Raubritterburg Kojen stehen zwar nur mehr zu erahnende Grundmauern. Das Schloss steht aber heute noch und wird bewohnt von Frau Schindler. Sie ist 75 und kauft alle paar Jahre einen neuen Porsche, mit dem sie dann durch den Ort kurvt. Und Frau Schindler in ihrem Porsche sieht überhaupt nicht provinziell aus!

Damit wir uns selbst besser unterscheiden können, kategorisieren wir uns nach Herkunftsvierteln. Um sich im Dorfleben zurecht zu finden, sollten mindestens drei Menschenschläge unterschieden werden: „Rickabacher" (die Leute, die um den Rickenbach wohnen, den Bach selbst hat man schon vor Jahren gut verstaut), „Dörfler" (Bewohner von Wolfurt-Downtown, ungefähr zwischen Kirche und Hauptschule) und „Ächler" (Bewohner des Viertels an der Bregenzer Ache – dem, wir erinnern uns, zweitgrößten Fluss Vorarlbergs).

Wer jetzt nun „Ächler" oder „Rickabacher" ist, wird am klarsten am ersten Sonntag nach Aschermittwoch, dem „Funkensonntag". Da stellen wir, wie alle Vorarlberger, irgendwo im Dorf einen Scheiterhaufen auf, setzen eine Hexe auf die Spitze, verbrennen das ganze Zeug und essen „Funkaküachle" (Funkenküchlein), „Schübling" (Bockwurst) und saufen Bier und Glühwein. Weil jetzt aber nun ein Funken für 8.000 Leute eindeutig zuwenig ist, gibt es zwei – eben den Ächler und den Rickabacher, den einen am Samstag, den anderen am Sonntag. Ist jemand auf beiden Funken anzutreffen, gilt er schon beinahe als Kosmopolit.

Auch musikalisch können Dörfler und Rickabacher unterschieden werden – so singt jeder sein eigenes Neujahrslied (aus der Dörfler Version stammt die Unterüberschrift).

Seit ein paar Jahren haben wir einen neuen Dorfplatz – in Rot. Warum der rot ist, weiß eigentlich niemand – regiert werden wir schwarz-grün. Das politische „Grün" können wir uns heute deshalb leisten, weil man das biologische schon vor bald 30 Jahren großflächig zugebaut hat. Aber intelligent! Wolfurt beherbergt nämlich den größten Güterbahnhof Westösterreichs und ist somit der Verkehrsknotenpunkt im Dreiländereck. Und dann hat sich aus einer ehemaligen Zahnradschmiede der heute größte Seilbahn- und Sesselliftkonzern der Welt entwickelt. Die beiden bringen, neben anderen 328 Betrieben, natürlich auch ihre Steuern. Und mit dem Geld wird gebaut.

So sind wir jetzt erst kürzlich mit dem Dorferneuerungspreis der EU ausgezeichnet worden. Statt den Vorschlägen einiger Planer zu folgen, die ins Dorfzentrum als einzig richtige Lösung ein Einkaufszentrum hinklotzen wollten, hat man sich für lockere Bebauung und Renovierung alter Häuser entschlossen – und für einen roten Dorfplatz. Dort gibt es jetzt jede Woche einen Bauernmarkt mit allem, vom Schafspelz bis zum Ziegenkäse.

Zudem haben wir ein neues Haus für unsere gut 70 Vereine gebaut. Das heißt nicht „neues Vereinshaus", sondern „Cubus", weil's schöner klingt. Damit saugen wir jetzt erfolgreich anderen Sälen im Land die Veranstaltungen ab, wie z.B. Maturabälle, Konzerte und so weiter. Sogar die Misterwahl war schon einmal bei uns. Und wenn's in der Landeshauptstadt nix mehr zu trinken gibt, kommt man sicher noch im Wolfurter „Number One" zu einem Bier. Jaja – Nix Provinz, Urbanität, meine Lieben.

mh

Foto: Privat

Über die Langeweile

Katechismus des Studenten, Folge XVII

Nun fühlt sich der – statistisch gesehen – durchschnittliche Leser einer Studentenzeitung angesprochen: Denn er langweilt sich gerade. Sitzt in einem Seminar, gähnt, ritzt Parolen in den Tisch, schnippst Papierkugeln auf den Professor, gähnt wieder und findet dann – endlich – beim Suchen einer Butterstulle ~~von letzter Woche:~~ diese Zeitung. Blättert sie durch. Alles langweilig. Statistisch gesehen übersteigt eine Kolumne dieser Länge die Aufnahmekapazität des gelangweilten Stu- denten um 400 Prozent. Statistik ist langweilig. Aber wenn sie stimmt, dann empfehle ich, nach Lesen dieses Satzes diese Seite aus dem Heft zu reißen, sie zu einem Röhrchen zu rollen und dieses heimlich unter dem Tisch zu rauchen. Das ist zwar sinnlos, vertreibt aber die Langeweile.

„Spiel doch mit Barbiepuppen!" ~~hat meine Mutter mir früher ge~~raten, wenn ich den altbewährten Satz „mir ist so langweilig" herauskramte und mir dabei die Löckchen drehte. Barbiepuppen sind langweilig. – Dann lies was. – Keine Lust. – Dann hör eine Kassette. – Mal was. – Knete eine Figur. – Schreib einen Brief. – Klau alten Damen die Krücken. – Frag Papa! Mit penetrantem „Keine Lust." und weiteren Langeweilsbekundungen verstand ich schon früh, den Erwachsenen alles zu entlocken, was die Welt so anbietet und mir auf diese Weise – sehr elegant – die Langeweile zu vertreiben.

Noch lange bin ich nach mütterlicher Strategie vorgegangen, wenn mich die Langeweile überkam: noch lange ging ich diese Unterhaltungsliste der Welt durch, vervollständigte sie hier und da, probte die Liste nach Einnahme verschiedenster bewusstseinserweiternder Drogen noch einmal durch, spielte mit Barbiepuppen, las, hörte Kassetten, malte, knetete und klaute alten Damen die Krücken: in allen Varianten. Und langweilte mich noch immer.

Wer schlau ist wie Ernst Jünger, der setzt sich, von Langeweile geplagt, an einen Tisch und schreibt: „Langeweile ist die Auflösung des Schmerzes in die Zeit", vergießt noch eine Träne, und schon ist sie weg, die Langeweile. Und wäre Kierkegaard meine Mutter gewesen, so würde ich heute gar Fliegen mit Nussschalen fangen. Nur leider: dazu habe ich keine Lust, denn ich langweile mich ja. Und das bedeutet nun einmal: der Unterhaltungsliste der Welt überdrüssig zu sein. Und je länger sie wird, diese verfluchte Liste, desto weniger Lust habe ich, sie anzusehen.

Urlaub! so dachte ich vor ein paar Wochen, wird sie vertreiben, die Langeweile. Ich hatte Bilder im Kopf von ichweißnichtmehr, denn im Nachhinein verpuffen die Klischees, werden ~~nicht einmal wirklich enttäuscht:~~ sie sind nicht mehr da. Je mehr einer reist, desto mehr Bilder lösen sich auf, und er erkennt die Ödnis der Welt, besser: dass es überall gleich ist, noch besser: dass er sich selbst überall mithingeschleppt hat.

Nun sitze ich mit mir selber in Rom. Und alle Versuche, mich in Berlin zu lassen, sind gescheitert. Der Langeweile, so denkt man, könne man entfliehen: Ortswechsel, Szenewechsel, Fernsehzapping. Doch die Langeweile ist ein Parasit im Darm, den man überall mitschleppt: Hatte man in Berlin Durchfall, so rennt man auch ~~in Rom zum Klo. Und man kann froh~~ sein, wenn man es noch rechtzeitig schafft.

aw

Was hat sie, was ich nicht habe?

- **Anerkannt in über 90 Ländern**
- **Ungezählte Vergünstigungen weltweit**
- **Studententarife für Flüge in alle Welt**
- **ISIConnect – die kurze Leitung in die Welt**

International Student Identity Card

gültig von September 2000 bis Dezember 2001

ISIC

Den ISIC gibt's beim RefRat der Humboldt-Universität.

Tipps und Termine

Ringvorlesungen, Vortragsreihen

Universitätsvorlesungen und Ringvorlesungen standen bis zum Redaktionsschluss nicht vollständig fest. Informationen ab Vorlesungsbeginn im Veranstaltungskalender der HU: www.hu-berlin.de

Berliner Studien zum Jüdischen Recht
Vergleichendes zur vorderasiatischen, jüdischen und römischen Rechtsgeschichte
Referent: Prof. Dr. Reuven Yaron, Israel
Veranstalter: Juristische Fakultät
Unter den Linden 9
ab 17. April
10:00 bis 12:00 Uhr in Raum 435
14:00 bis 16:00 Uhr in Raum 210
Informationen: Prof. Dr. Benöhr: 2093-3379/-3515

Gesprächskreis Geschichte der Berliner Universitäten
Hauptgebäude, Raum 3120b
Mittwochs 16:00 Uhr
18. April
Furchtbare Medizin? NS-Forschung gegen Menschlichkeit
Referent: Prof. Dr. Siegfried Prokop
Informationen: Prof. Dr. Roland Köhler: 296 14 50
9. Mai
Thema: Die nationale Problematik in der Sowjetunion – in der postsowjetischen Historiographie
Referent: Prof. Dr. Horst Schützler
Hauptgebäude, Raum 3120b

Auswahl an Universitätsvorlesungen an der Freien Universität Berlin. Weiteres unter: www.fu-berlin.de/vv/allg/

ab 17. April
Der Protestantismus – Ideologie, Konfession oder Kultur?
Habelschwerdter Allee 45, Hörsaal 2
Dienstags, 18:00 bis 20:00 Uhr

ab 19. April
Kunst als Strafe – Zur Ästhetik der Disziplinierung
Institut für Theaterwissenschaft
Grunewaldstr. 35, Berlin-Steglitz
Donnerstags, 18:00 bis 20:00 Uhr

Vorträge, Diskussion, Kongresse

22. April
Tee-Kurs
Mori Ogai Gedenkstätte
Luisenstraße 39
12:00 Uhr Infos: 394 68 42

20. – 22. April
Seminarwochenende zu Studienstrukturen, Wissenschaftskritik und zum Landeshochschulgesetz,
Veranstaltet vom RefRat der HU Berlin und dem fzs. Interessierte können sich beim Referat für Hochschulpolitik informieren: 2093-2614/-2603

26. April
Antrittsvorlesung von Prof. Wandtke
Copyright und virtueller Markt in der Informationsgesellschaft oder das Verschwinden des Urhebers im Nebel der Postmoderne
Veranstalter: Juristische Fakultät
Hauptgebäude, Senatssaal
18 Uhr
Infos: 2093-3301

3. Mai
Vortragsreihe: Berufsfelder für Historiker, Philosophen, Ethnologen und Bibliothekswissenschaftler, Thema: Politik in E- und Öffentlichkeitsarbeit
Hauptgebäude, Raum: HS 3059
18:00 Uhr

Gesucht werden ...

... studentische Mitglieder für die Kommission Lehre und Studium des Akademischen Senats.

Die Kommission für Lehre und Studium (LSK) ist eine ständige Kommission des Akademischen Senats. Sie berät ihn bei der Einrichtung bzw. Aufhebung von Studiengängen und beschließt über Studien- und Prüfungsordnungen. Darüber hinaus befasst sie sich mit allen grundsätzlichen und fächerübergreifenden Fragen von Lehre und Studium. So diskutiert sie zentrale Elemente gegenwärtiger Studienreformbemühungen und begleitet die Evaluation von Studiengängen.

Die Zusammensetzung der LSK ist im Vergleich zu sonst üblichen professoralen Mehrheiten eine ganz besondere: Hier stellen die Studierenden die Hälfte der 16 Mitglieder. Damit ist die LSK sowohl von ihren Aufgabengebieten als auch von der Besetzung ein idealer Ort für uns Studierende, unser Studium an dieser Universität mitzugestalten.

Kontakt: ulrike.hartmann@rz.hu-berlin.de
nico.czinczoll@rz.hu-berlin.de

Tipps und Termine

3. Mai
Mosse-Lectures
Thema: Das Unbewusste der Archive
Referent: Boris Groys, Professor für Kunstwissenschaft, Hochschule für Gestaltung Karlsruhe
Mosse-Zentrum
Schützenstraße 25, Raum: Atrium
19:00 Uhr
Infos: 20196-777/-651

Einstein-Forum:

8. Mai
Immigration and Nation-Building
Yael Tamir, Professorin der Philosophie, Tel Aviv University und ehem. Einwanderungsministerin des Staates Israel, im Gespräch mit Werner Schiffauer Professor für Vergleichende Kultur- und Sozialanthropologie, Frankfurt/Oder
Haus der Kulturen der Welt
Infos: 0331-27 17 80

22. Mai
Blickwechsel – Perspektiven der Wissenschaft: Wissenschaftsgeschichte
Silvan Schweber, Professor of Physics, Brandeis University, Waltham, Ma.
Jürgen Renn, Direktor am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Berlin, Gesprächsleitung: Prof. Dr. Gerhard Ertl, Berlin. Im Otto-Braun-Saal der Staatsbibliothek, Potsdamer Str. 33, 19:00 Uhr

Ausstellungen, Konzerte:

9. März bis 6. Mai
„Translated Acts" – Körper- und Performance-Kunst aus Ostasien
In Zusammenarbeit mit dem Queens Museum of Art, New York
Haus der Kulturen der Welt
John-Foster-Dulles-Allee 10
10557 Berlin
Tel.: 39 78 71 75
Di - So 11:00 bis 19:00 Uhr
www.hkw.de

5. April
„Symphonie aus der wilden Welt"
Claas Willeke/Daniel Cordes
Theater am Halleschen Ufer Berlin
Hallesches Ufer 32
10963 Berlin
20:00 Uhr
info@thub.de

20. April – 20. Juni
2. Berlin Biennale für Zeitgenössische Kunst
Über 40 Künstler aus 28 Ländern präsentieren ihre Werke
Ausstellungsorte: Kunst-Werke Berlin, Postfuhramt
Einige Projekte werden im öffentlichen Raum stattfinden. Parallel zur Ausstellung gibt es an den Wochenenden ein Rahmenprogramm mit Filmvorführungen und Diskussionen
Auguststraße 69
10117 Berlin
Tel.: 284450-44/-58
www.berlinbiennale.de

3. Mai
„MoMA" von D.Schnebel
Farbe, Form, Figur – Musik im Dialog
Regie: Christian Kesten
Kammerensemble Neue Musik
Konzerthaus Berlin, Kleiner Saal
20:00 Uhr

ab 13. Mai
„Europas Mitte um 1000"
Eine Deutsch-Polnisch-Slowakisch-Tschechisch-Ungarische Wanderausstellung
Martin-Gropius-Bau
Stresemannstraße 110
10963 Berlin
Tel. 030 - 2548 61 11
www.em1000.de
Di-Fr, So 10:00 bis 20:00 Uhr, Sa 10:00 bis 22:00Uhr

15. Mai
Schwartzsche Villa: „Zeitgenössische Kammermusik"
Kompositionen von Alfred Goodman, Holger Münzer, Erich Fried, Udo Agnesens
Info: 801 21 05
eMail: privat@kultur-netz.de
www.kultur-netz.de/zeitgenoessische-kammermusik

skip
sozial kompetent in die praxis

Sozial kompetent in die Praxis
Ein Trainingsprogramm für den erfolgreichen Berufseinstieg.

Trainingstermine im Sommersemester 2001

Kommunikation und Gesprächsführung	11.-13.05.2001 & 15.-17.06.2001
Präsentation und Rhetorik	18.- 20.05.2001
Konfliktmanagement	08.- 10.06.2001
Bewerbung neu	22.- 24.06.2001
Zeit- und Stressmanagement	07.- 08.07.2001
Führung & Projektmanagement	29.6.- 01.07.2001
Assessment Center neu	20.- 22.07.2001

Kontakt
Tel.: 030.44 039 583
e-mail: skip@artop.de
www.artop.de/skip.htm

Teilnahmegebühr:
2 Tage 85,- DM
3 Tage 115,- DM
Nicht-Studenten +50DM

skip ist ein Projekt von artop – Institut an der Humboldt-Universität zu Berlin

- **Hausarbeit**
- **Abschlussarbeit**
- **Dissertation**
- **Korrekturlesen + Layout**
- **Lektorat**
- **Prüfungsvorbereitung**

?

fast
First-Class Assistance for Students & upcoming Scientists

!

bietet Beratung, Betreuung und Intensivkurse

Bochumer Str. 10, 10555 Berlin
Fon: (030) 392 92 70 Fax: (030) 399 072 11
Internet: www.fast-berlin.de

Tipps und Termine

Film, Theater, Lesungen

Historikerkino an der FU Berlin:
Immer donnerstags in der Koserstraße 20, U-Bhf. Podbielskiallee, Informationen unter www.fu-berlin.de/fmi/fsi/kino.html

19. April
Filmreihe Topographie der Macht
„Aviatricen" (1999) – Die Stars der Stalinschen Luftfahrt
Ein Film von Regine Kühn und Eduard Schreiber
Brecht-Haus
Chausseestr.125
20:00 Uhr

20. April
Film: „Sansibar oder der letzte Grund"
Regie: Bernhard Wicki
Drehbuch: Wolfgang Kirchner
Brecht-Haus
Chausseestr.125
20:00 Uhr

20., 27. April, 5. Mai
3 Lesungen zum literarischen Expressionismus vorgetragen von Veit Stiller und Henrik Andersen
Themen: „...der Städte Schultern knaken..." - Leben im Berlin der expressionistischen Autoren „Welt, wie du taumelst" - Krieg und Expressionismus „Faszination des Abnormalen / des Wahnsinns"
Kunst- & Kulturzentrum Brotfabrik
Prenzlauer Promenade 3
13086 Berlin
Tel.: 471 40-01/-02
Jeweils 21:00 Uhr

1. bis 24. Mai
38. Theatertreffen Berlin
Veranstaltungsorte: Berliner Ensemble, Volksbühne, u.a.
Es werden neue Theatertexte in Urlesungen vorgestellt.
Karten: 2548-9100
www.berlinerfestspiele.de

7. Mai
Jour Fixe der Freien Volksbühne e.V.
Gespräche mit Gästen von Berliner Bühnen
Coupé-Theater
Hohenzollerndamm 177
10713 Berlin
Tel: 864 130 63
19:30 Uhr

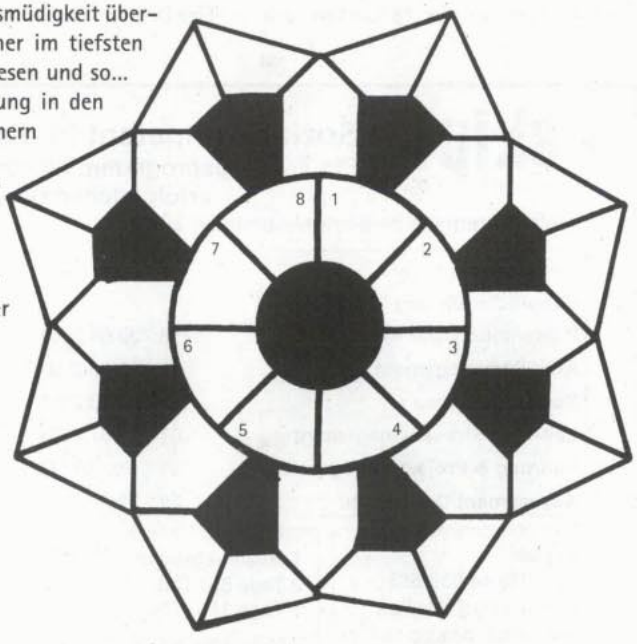
HU-Kinoclub:

24. April 2001
Hannibal (OmU)
26. April 2001
Gilbert Grape (OmU) Johnny Depp
01. Mai 2001
Rote Sonne
03. Mai 2001
Three Seasons (OmU) Sundance
08. Mai 2001
Dead Man (OmU) Johnny Depp
10. Mai 2001
Thunderball (OF) James Bond
11. Mai 2001
Austin Powers (OmU) James Bond
12. Mai 2001
Tomorrow never dies (OF) James Bond
15. Mai 2001
Buffalo´66 (OmU) Sundance
17. Mai 2001
Fear and Loathing in Las Vegas (OmU) Johnny Depp

jewils 20:00 Uhr im Kinosaal im Hauptgebäude der HU, Eintritt 4 Mark
Infos zu den Bond Filmen:
http://www2.rz.hu-berlin.de/amerika/projects/bond/index.html

Rätsel

Da ist er, der April, und schon gleicht die gesamte Rätselredaktion dem allgemein verrufenen Aprilwetter. Die Rätselpreisversandabteilung wurde von schwerwiegender Frühjahrsmüdigkeit überwältigt, die Rätselpreisbeschaffungsabteilung befindet sich dagegen noch immer im tiefsten Winterschlaf. Tja, und der Chef, der weilt im Süden – das Semester sei hart gewesen und so... Nun liegen sich Rätselpreisversandabteilung und Rätselpreisbeschaffungsabteilung in den Haaren, weil sie nicht klären können, ob denn jemand den letzten Rätselpreisgewinnern den ihnen zugedachten Rätselpreis geschickt hat. Der Rätselkonstruktionsabteilung bleibt nichts weiter übrig, als darauf zu hoffen, daß die milden Frühlingslüfte den Zank davon wehen werden, und so widmet sie sich in stiller Erwartung – des Frühlings, des Friedens und des Chefs – einer neuen Rätselkonstruktion. Gesucht werden Begriffe mit jeweils fünf Buchstaben, die im Zahlenfeld beginnend im Uhrzeigersinn verlaufen. Das Lösungswort findet sich im Kreis in der Mitte, und damit geht's beschwingt in den April.



1. leise ein wenig verknoten,
2. Violas großer Bruder,
3. sportlich in die Knie gehen,
4. die den Sauerstoff zum Leben nötig haben, nennt man so,
5. mit den Zug im Keller,
6. lautstarke Begleiterscheinung überhöhter Fluggeschwindigkeit,
7. klingt fast so wie Lüge, dieses Lob,
8. neben dem Land eines der Erkenntnisobjekte des wißbegierigen Reisenden.

Lösung aus UnAuf 118:: 1. Disput, 2. Haspel, 3. Storno, 4. Glorie, 5. Aether, 6. Methan, 7. Etalon, 8. Kralle, 9. allein, 10. Gelenk., Lösungswort: Sporthalle

Zum Rettungsring Nr. 10

Liebe Rettungsring-Redaktion,
als ich im vergangenen Oktober mit meinem Studium begonnen habe, fühlte ich mich wie eine Maus in einer Elefantenherde. Wenn ich beim Suchen der Räume etwas länger brauchte und entsprechend langsamer lief, wurde hinter mir gleich gestöhnt. Wenn ich in Seminaren Altsemestler zu bestimmten Dingen befragte, wurde ich manchmal verständnislos angeschaut und bekam unbefriedigende Antworten.
Da bekam ich den Rettungsring in die Hand und las Seite drei. Die Welt sah plötzlich anders aus. Ich fühlte mich nun auch zugehörig und verstanden. Es war erleichternd zu wissen, dass es auch allen anderen so ging wie mir. Mein Auftreten in der Uni war nun selbstbewusster und mein Schlaf wieder ruhiger!
Vielen, vielen Dank für die lieben und aufbauenden Worte,

Eure Diana

Zur UnAuf 117 allgemein:

Liebe Liebesbriefredakteurin,
am Sonnabend muß ich die neue UnAuf-Ausgabe übersehen haben. Ein Lapsus, ich bekenne es. So fand ich sie dann erst am Montag zu früher Stunde und leider kommt meine Antwort auf Ihre Zeilen zur Redaktionssitzung nicht mehr zurecht. Während der U-Bahnfahrt danach habe ich als treuer Leser, soweit die Zeit reichte, einige Seiten durchbuchstabiert. Bis zur Stunde hat der Wechsel zu WiWi nicht genervt. Schon früh um 8 nahrhafte Atzung, und Weine sind immer am Tresen. Ein Prosit.
Erquickliche und gelehrsame Semesterferien!

Helmut Schinkel

Liebe Liebesbriefredakteurin,
ein Nachtrag, ein Abgesang auf die Professorenmensa. Kellnerin Marion schrieb mir, Adlershof, wohin man sie abschob, sei „voll scheiße". Ich fühlte mir ihr. Küchenmeisterin Roswitha, jetzt an der FHTW, suchte ich auf, traf sie aber früh 7h nicht an. Dichterpech.

H.

Zu „Rechter Geist in Jena", UnAuf 117

Auf die infamen Behauptungen in dem Artikel möchte ich nicht weiter eingehen, der Beitrag entlarvt sich selbst als Machwerk. In der Sache sind mir allerdings zwei Bemerkungen wichtig: Die Universität Jena befasst sich, seitdem dies mit dem Fall der Mauer überhaupt möglich ist, mit der historisch-wissenschaftlichen Aufarbeitung ihrer eigenen Geschichte, insbesondere auch der des sogenannten „Dritten Reiches" und der SED-Diktatur. Die Aufklärung des Falls „Jussuf Ibrahim" geschah auf eigene Initiative, wenngleich in der Schlussphase mit erheblicher öffentlicher Anteilnahme. Die Friedrich-Schiller-Universität hat damit einen nicht unmaßgeblichen Beitrag zur fundierten Aufarbeitung von Euthanasie-Verbrechen und der Verstrickung deutscher Hochschullehrer geleistet. Sicher bedarf dieses Thema auch andernorts noch gründlicher Aufklärung; ein jeder kehre vor seiner eigenen Haustür.
Der Streit um den Honorarprofessor Günter Zehm hat damit nichts zu tun. Indes empfinden wir es als Ausdruck eines freiheitlich-demokratischen Selbstverständnisses, das Grundrecht auf freie Meinungsäußerung auch derjenigen zu schützen, die mit ihren Auffassungen am Rande des legitimen Spektrums rangieren, jedoch damit nicht gültige Gesetze verletzen oder gegen die Verfassung verstoßen. Für diese Grundrechte setzen sich in Jena alle Hochschulangehörigen – Studenten und Professoren – ein, denen zwar inhaltlich die Äußerungen Herrn Zehms zuwider sind, die jedoch genügend Differenzierungsvermögen besitzen, um oberflächliche – und letztlich demokratiefeindliche Diffamierungskampagnen abzulehnen. Hingegen ist eine inhaltliche, intellektuelle Auseinandersetzung mit den Thesen Herrn Zehms unerlässlich.

Wolfgang Hirsch, Pressesprecher der Universität Jena

COPY SHOP
COPY SERVICE
COPY CLARA
Inh. G. Kienast
im Internet unter
www.copyclara.de

- Kopien in s/w und Farbe
- Drucken in s/w und Farbe
- Großkopien bis A0
- Alle Bindungen sofort
- Diplom- u. Dissertationsarbeiten

Kopien s/w ab 6 Pfg. Farbe ab 65 Pfg.
Dorotheenstr. 90
10117 Berlin
Tel. 226 792 63
Fax 226 792 65

VIP Wissenschaftsberatung
für Studierende & Nachwuchswissenschaftler/innen

Beratung Karriereplanung Kurse Recherche Expertisen

- Betreuung von Dissertationen, Diplom- und Magisterarbeiten
- Hilfe bei Planung und Organisation von Forschungsprojekten
- Unterstützung bei der Stellung von Förderanträgen
- Beratung zu Studien- und Forschungsaufenthalten im Ausland
- Redigieren englisch- und deutschsprachiger Texte

Dr. phil. Virginia Penrose Kantstraße 162 D-10623 Berlin
fon: 030 / 886 776 31 fax: 030 / 886 776 27
e-mail: info@vip-wb.de http://www.vip-wb.de

Hallo liebe UnAufgefordert-Redaktion,
in eurer Njuhs-Rubrik äußert sich jot über Günter Zehm und die Friedrich-Schiller-Universität. Nach meinen Beobachtungen trifft er hier ein vorschnelles Urteil, dass zum Teil auf falschen Behauptungen beruht. Zunächst zu Professor Zehm: Zehm wurde nachweislich nicht von der BRD freigekauft. Zehm floh vor dem Mauerbau über Berlin in den Westen. Zehm hat nicht seit 1990, sondern erst seit 1993 eine Honorarprofessur in Jena. Schwerwiegender als Zehms Kolumnistentätigkeit für die Junge Freiheit, eine Fortsetzung seiner Arbeit bei WELT und Rheinischem Merkur, wiegt m.E. die Mitarbeit an einer „Festschrift" für David Irving, aus dem rechtsextremen Arndt-Verlag. Diese wird bei jot jedoch nicht einmal erwähnt.
Zur FSU: Ich sehe keine Hinweise dafür, dass die FSU eine rechte Hochburg ist. Im Studentenrat sind keine ausgewiesenen Rechtsextremen vertreten, in diesem StuRa sind von 26 Sitzen 7 an den RCDS oder RCDS-nahe Personen vergeben, 3 Sitze gehen an die Antifaschistische Hochschulgruppe. Der RCDS fiel bei uns bisher nicht durch politische oder gar rechtsextreme Äußerungen in den Sitzungen auf. Ein Antrag zur Unterstützung einer Zehm-Informationsveranstaltung der AntiFaHG wurde mit den Stimmen von RCDS-Mitgliedern beschlossen. Die Universitätsleitung hat im Fall Ibrahim im Gegensatz zum Stadtrat Jena nicht erst nach massivem Druck von außen gehandelt, sondern bereits 1992 durch einen Senatsbeschluss klargestellt, dass eine Ehrendoktorwürde mit dem Tod des Geehrten, so auch bei Ibrahim, erlischt. Als das Thema Ibrahim und die Benennung der Kinderklinik in die Diskussion kam, hat die FSU eine Untersuchungskommission eingesetzt, die eindeutig feststellte, dass Ibrahim nicht irgendwie in die Euthanasieverbrechen verstrickt war, sondern Kinder wissentlich zur Tötung nach Stadtroda überwiesen hat. Unmittelbare Folge des Untersuchungsberichts war, dass der Namenszusatz Jussuf Ibrahim an der Kinderklinik der Universität ersatzlos gestrichen wurde. Eine Geschichtskommission arbeitet derzeit die gesamte Universitätsgeschichte auf. Bis 2008 soll ein Abschlussbericht vorliegen, wir dürfen auf weitere unschöne Ergebnisse gefasst sein. Die Uni-Leitung hat das Problem, dass Zehm zwischen seiner Kolumnisten- und Lehrtätigkeit eine strikte Trennung einhält. Rechtsextreme Äußerungen an der FSU sind von Zehm nicht bekannt. Jena im Südosten zu sehen, ist geographisch gewagt. Grundsätzlich: Rechtsextremes Potential ist an der FSU durchaus vorhanden. (...) Ein Vorfall aus einem Geschichts-Proseminar ist mir ebenfalls bekannt. (...) Dem müssen wir ins Auge sehen und entgegentreten. Hierfür ist Information notwendig. Im Fall Zehm erfordert diese Information aufwendige Recherchen. Eine Rückfrage bei uns hätte zumindest die ärgsten Schwächen des Beitrags verhindern können. In dieser Form dient er nur einer Radikal-Linken zur Selbstversicherung, dass Rechtsextremismus scheinbar keinen interessiert. „Informationen", die selbst einer vorsichtigen Überprüfung nicht standhalten, werden von kaum jemandem ernst genommen.
Mit kollegialen Grüßen:

Oliver Potengowski

Impressum

UnAuf**gefordert**
Die Studentinnen- und Studentenzeitung der Humboldt-Uni.

Erstmals erschienen am 17. November 1989

Herausgeberin: StudentInnenparlament der HU

Verantwortliche Redakteure für diese Ausgabe:
Hark Machnik (hm), Martina Stütz (mast), Nadja Willner (nw), Alexander Florin (af).

Redaktion: Janina Thiel (aal), Andreas Stirn (ast), Annika Waldhaus (aw), Barbara Braun (bb), Björn Stumpe (bj), Manfred Zeller (bob), Christine Holbach (ch), Caroline Wimmer (cw), Denise Klink (dk), Dorothee Lüke (do), Frank Lehmann (fl), Jenny Schlüter (jes), Beatrix Altmann (ix), Johannes Freund (jof), Jens Schley (jot), Jan Sternberg (jps), Kirsten Matthes (kma), Boris Kruse (kru), Martin Hartmann (mh), Carmen Mayer (may), Nena Heydenreich (nh), René Kabelitz (okk), Martin Raasch (raa), Julia Roth (ro), Solomom Bergen-Bartel (sbb), Steffi Hensel (sh), Franziska Weber (sic), Steffen Vogel (sv), Tim Blöthe (tim), Oliver Tripp (trp), Ulfert Köppen (uk), Wolfram Baier (wb), Xenia Dudek (xen).

Verantwortlich für Anzeigen: Frank Lehmann, Jens Schley

Titel: Martin Raasch (raa)

Satz und: Marco Rahn (maat)

Illustration: Ralph Hauser, Markus Witzel

Kürzel dürfen nur von Redaktionsmitgliedern verwendet werden. Alle Artikel geben die Meinung des jeweiligen Autors wieder.

Kontakt:
Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6, 10099 Berlin
Hauptgebäude Raum 3022
Tel.: 2093-2288, Fax: 2093-2754
E-Mail: unaufgefordert@student.hu-berlin.de

Öffentliche Redaktionssitzungen: montags um 18.00 Uhr im Raum 3022

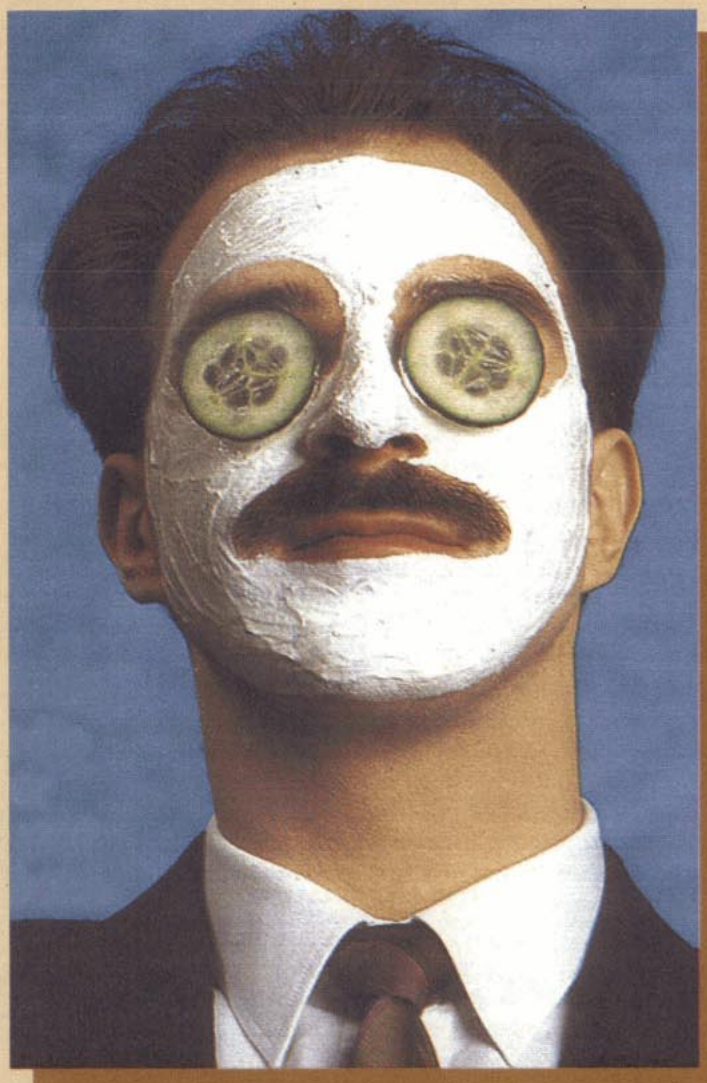
Belichtung: Medienraum des RefRat

Druck: FATA MORGANA Verlag, Brunnenstr. 181, 10119 Berlin

gedruckt auf Recyclingpapier im Trockenoffsetverfahren, Auflage: 5.000

Für alle Fakten besteht das Recht auf **Gegendarstellung** in angemessenem Umfang. **Nachdruck** nach vorheriger Nachfrage möglich. Wir bitten um Quellenangabe und Belegexemplar. Die Redaktion behält sich vor, **Leserinnen- und Leserbriefe** gekürzt zu veröffentlichen.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 26. März 2001
Redaktionsschluss der Nr. 120: 7. Mai 2001
UnAufgefordert Nr. 119 erscheint am 17. April 2001.



...schön musst Du nicht sein,

wenn Du bei uns eine 1-Zimmer-Wohnung mieten möchtest.

Nur wollen musst Du müssen.

WGLi
WOHNEN IST LEBEN

Wohnungsgenossenschaft
Lichtenberg e.G.
Landsberger Allee 180 B
in 10369 Berlin
Telefon: (030) 9 70 00 - 419 / 420 / 421 / 422
Telefax: (030) 9 70 00 - 490
Internet: www.wgli.de / info@wgli.de
Öffnungszeiten: Montag 7 - 15 Uhr,
Dienstag und Donnerstag 13 - 18 Uhr,
Mittwoch 9 - 15 Uhr, Freitag 9 - 12 Uhr

Du studierst? Du stehst in einer Ausbildung?

Wir vermieten an Euch ab sofort komfortable

1-Zimmer-Wohnungen
für monatlich so um die 440,- DM (warm)
ohne Kaution und
ohne Genossenschaftsanteile
im Lichtenberger Fennpfuhl-Kiez.

Du hast beste Cityanbindung per S-Bahn ab Landsberger Allee und Storkower Straße oder per Tram (Linien 5, 6, 7, 8, 15, 17 und 23).

Du bist so in ca. 10 bis 15 Minuten am Alex.

Also komm' vorbei und rede mit uns,
denn individuelle Vereinbarungen sind immer möglich.

Wenn Du schon zu zweit studierst
oder Dein Prof. 'ne größere Wohnung sucht, dann haben wir auch
für Euch das passende Wohnungsangebot.

Studieren im Ausland?

USA ENGLAND INDONESIEN AUSTRALIEN NEUSEELAND

- Wir bieten Studienmöglichkeiten und Sprachkurse im Ausland
- Wir repräsentieren staatlich anerkannte Universitäten
- Wir bieten Ihnen einen kostenlosen Beratungsservice

Informationstag

Samstag, 12. Mai, 11:00-16:00

Hegelplatz 1/ Eingang Dorotheenstraße

(hinter Humboldt-Hauptgebäude)

IEC ONLINE - INTERNATIONAL EDUCATION CENTRE GMBH Hegelplatz 1, D-10117 Berlin **FON** 030-20 45 86 87 **FAX** 030-20 45 86 88
BESUCHSZEITEN Mo-Fr 12.00 – 16.00 **E-MAIL** info@ieconline.net **WEB** www.ieconline.net

iec online

DIE WELT ALS STUDIENPLATZ